

hoben ist. Auch über diese Formenauffassung ist sachlich nichts Neues mehr vorzubringen; ich kann jeden, der noch überzeugt sein will, nur bitten, beide Bilder nebeneinander auf sich wirken zu lassen.

Die schönste Art der Garteneinfriedung wird wohl immer die hohe Mauer bleiben. Nicht nur für den im Garten Weilenden, sondern auch für den draussen Vorübergehenden; denn es ist etwas Köstliches um den heimlichen, verschwiegene Zauber einer hohen Mauer, über die Bäume sich neigen. Gewiss ist eine solche Maueranlage die teuerste Lösung der Garteneinfriedigung. Hat man nicht trotzdem auch heute noch oft genug die Mittel dazu? An der Sparsamkeit liegt es nicht, wenn die neuen Anlagen lächerlich aussehen. Man vergleiche Abb. 92 und 93, die beide eine vollkommen gleiche Anlage mit Mauern zeigen. Aber auf dem linken Bild fühlt man sich wohl gestimmt, und auf dem rechten meint man einem Sargdeckel gegenüberzustehen. Die Verzierungen geben den Eindruck der Armut, nicht des Reichtums, während die schlichten Linien der Holztür von Vornehmheit und Behagen reden.

Es ist überhaupt sehr schade, dass man heute dem Eisen als Material so unbedingt den Vorzug vor dem Holz gibt. Es liesse sich für die Berechtigung dieser Wandlung nur ein Grund beibringen, und der wäre für die Welt tief beschämend: dass nämlich die Menschheit im Gegensatz zu früher nur noch aus Vandalen bestünde, die alles

kurz und klein schlügen, was nicht niet- und nagelfest ist. Ich will nicht darüber entscheiden, ob dem so ist. Ich möchte nur feststellen, dass man im 17., 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die meisten Gartentüren aus Holz machte, obgleich man sehr wohl schmiedeeiserne kannte. Landstreicher und Einbrecher gab es damals denn doch wohl nicht weniger, als heute — aber man empfand das Traute, Anmutige und Warme wahrscheinlich stärker und also als einen grösseren Wert, der dem Material des Holzes und den ihm entsprechenden Formen innewohnt. Übrigens trifft es nicht einmal ohne weiteres zu, dass hölzerne Türen minder haltbar seien. Wir haben so unendlich viele Türen, die, wenn sie durch Anstrich gut geschützt wurden, ihre 150 Jahre alt wurden, so dass die Fürsorge, dass unsere modernen eisernen Gartentüren nur ja ihre 2—300 Jahre alt würden, wirklich übertrieben erscheint. Ganz gewiss haben die alten Holzgartentüren während dieser Zeit hie und da der Reparatur bedurft, aber dafür war ihre Anlage auch um so viel billiger, dass man bei den eisernen doch noch von keiner Ersparnis reden könnte. Ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten: in vielen Fällen sind Holzgitter haltbarer. Holz fault, wenn man es nicht mit Ölfarbe schützt — Eisen rostet, wenn man es nicht in der gleichen Weise schützt. Die üblichen eisernen Spitzen unserer Gitter aber vermag ein Hammerschlag abzuschlagen oder doch so zu biegen,



Abbildung 94

dass der Stab bricht. Holz ist viel zäher und ist vor allem viel leichter zu reparieren.

Noch eine Tatsache sei erwähnt, die dem Holz den Vorzug vor dem Eisen gibt: das akustische Verhalten von beiden Materialien. Während eine Holztür hübsch leise und schalldämpfend in ihren Rahmen fällt, dröhnt und schlägt eine eiserne Tür, dass es durch den Garten und das ganze Haus schallt. Es ist ein so hässliches Geräusch, dass dies allein einem schon die eisernen Türen verleiden könnte. Soll eine eiserne Tür nicht Geräusch machen, so muss sie mit der äussersten Sorgfalt gearbeitet und von grosser Schwere sein, was allein schon nicht auf die Bestimmung als luftige Gartentür hinweist. Ich möchte nicht missverstanden werden, in der Weise, als hielte ich es für unmöglich, auch aus Eisen schöne Gartentüren zu gestalten. Ich zeige in Abbildung 94 ein Beispiel aus einem alten fürstlichen Park, der im übrigen selbstverständlich von einer hohen Mauer umschlossen ist. Aber man sollte deswegen doch nicht das schöne Material des Holzes vergessen. Es liegt keine Notwendigkeit dafür vor, und das Beispiel Englands und Amerikas, die das Holz als Garteneinfriedigung wieder aufnehmen, sollte uns zur Nachahmung anregen.

Man vergleiche Abb. 95 und 96 einmal nur auf das Material hin. Die erstere zeigt Gartenzaun und Laube aus älterer Zeit. Wie freundlich ist die Anlage trotz der winterlichen Stimmung, und wie anmutig ist ihr einfaches

BEISPIEL



Abbildung 95

GEGENBEISPIEL



Abbildung 96

BEISPIEL



Abbildung 97

GEGENBEISPIEL



Abbildung 98

Spalierwerk! Das andere Tor, Abb. 96, welche Wirkung erreicht es mit seinen Eisenschnörkeln? Aus der Ferne die, dass es gar nicht da zu sein scheint, aus der Nähe die der langweiligsten Dürftigkeit. Aber nun wolle man die Aufmerksamkeit einmal entschieden auf das Material lenken. Muss man da nicht zu der Meinung kommen, dass zu den bescheidenen, stillen Gärten das freundliche Holz mit seinen breiten Pfosten besser „stimmt“, als das dünne Eisen? Dem Material des Eisens wohnt eben eine andere Ausdrucksweise inne, und diese passt nicht überall hin. Es wird Fälle geben, für die sie passt, wenn auch in anderen Formen, als die, die sich heute im Geschäftsvertrieb der Schlossermeister eingefunden haben.

Auch Abb. 97 und 98 zeigen nahezu identische Anlagen. In Abb. 97 sehen wir eine Terrasse vor einer Villa. Alles ist hier von ausgesucht feinem Geschmack und mit Verstand angeordnet. Dicht vor das Haus selbst ist noch eine zweite kleinere, aber hohe Terrasse gelagert, die den Übergang zum Haus vermittelt und einen angenehmen Ort zum Sitzen bietet. Die untere Terrasse trägt in der Mitte ein rundes Wasserbecken, das sein Wasser von einer Figur (die seltsam ist, aber doch Stil hat) empfängt. Runde Bäume geben der Balustrade überschaubare Verhältnisse und leiten zur Architektur über. Niedrige Vasen, aus denen Blätter emporwachsen, sind regelmässig verteilt. — Auf Abbildung 98 sieht man noch das abschauliche eiserne Gitter, das vorn den Garten abschliesst.

Auch hier führen Stufen hinauf, auch hier stehen Vasen mit Pflanzen, auch hier erhebt sich die Villa unmittelbar hinter der Terrasse. Aber alles ist ausdruckslos, unnütz, nirgends empfindet man die Logik des Aufbaus, nirgends das notwendigerweise „Gewordene“. Die schreckliche Vase auf der Säule mit der dürftigen Palme drin ist eine Art Gradmesser für das Ganze, das auch nur wieder einmal recht angeschaut zu werden braucht, um in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt zu werden.

Allen Formen wohnt ein merkwürdiges Ausdrucksvermögen inne, derart, dass bei einer scheinbar ganz geringen Verschiedenheit oft eine starke Veränderung des Ausdrucks sich ergibt. Die Fähigkeit zum Lesen in Formen lässt sich sehr steigern. Man kann sich das an folgenden Beobachtungen klarmachen: an sich sind die einzelnen Individuen derselben Menschenrasse sehr ähnlich. Alle haben Nasen, Augen, Ohren, Arme, Beine, die überall in derselben Weise angeordnet sind. Trotzdem wissen wir, dass kein Mensch dem andern gleichsieht und erkennen auf den ersten Blick die Verschiedenheit des Ausdrucksinhaltes der einzelnen Formen, die doch den Typus immer nur ganz wenig variieren. Diese Fähigkeit, in den Formen zu lesen, ist die Erziehung unseres Gesichtssinns durch die systematische Schulung der Beobachtung. Diese Beobachtung wird jedoch meist nur partiell geübt. Die Fähigkeit zur Unterscheidung der einzelnen Menschenerscheinungen und besonders ihrer Gesichter ist im allge-

BEISPIEL



Abbildung 99

GEGENBEISPIEL



Abbildung 100

meinen bei allen Menschen entwickelt. Es scheint das den meisten eine Selbstverständlichkeit. Man kann sich aber an einem naheliegenden Beispiel klarmachen, wie wenig selbstverständlich ihr Vorhandensein ist oder in den allgemein angeborenen Fähigkeiten des Menschen begründet liegt, und dass es vielmehr die Entwicklung der Fähigkeit durch Übung voraussetzt. Wenn wir eine Hammelherde erblicken, so sehen wir eine Vielheit von Hammeln. Das einzelne Individuum hebt sich nicht hervor, es sei denn durch seine Grösse oder eine Absonderlichkeit. Aber auch das verliert sich, sobald wir den Vergleich der Individuen nicht mehr unmittelbar nebeneinander haben. Stellen wir zuerst einen Hammel abseits und betrachten ihn, so werden wir es nicht merken, wenn er mit einem andern vertauscht wird, falls der in Farbe und Grösse halbwegs mit dem ersten übereinstimmt. Wir kennen den Typus Hammel wohl so ungefähr, dass wir sagen können, um was für eine Tiergattung es sich handelt, doch wir kennen ihn nicht genug, um die individuellen Abweichungen zu erkennen.

Anders der Schäfer. Er würde lächeln, wenn wir ihn fragten, wie in aller Welt er es nur anfinge, die einzelnen Tiere seiner Herde zu unterscheiden. Die Frage kommt ihm gerade so komisch vor, als ob unsereiner gefragt würde, wie wir es anfangen, unsere Freunde und Bekannten zu unterscheiden. Sein Auge ist eben auf die Ausdrucksfähigkeit gewisser Formen so geübt, dass er in ihnen liest, wie wir in anderen Formen, also etwa den menschlichen

Angesichtern, lesen. Ich setze diese Betrachtung hierhin, um darauf aufmerksam zu machen, wie sehr der Mensch seine Fähigkeit, sein Unterscheidungsvermögen Formen gegenüber zu gebrauchen und in den Formen zu lesen, entwickeln kann. Man mache sich das klar, indem man zwei Bilder wie 99 und 100 vergleicht und aneinander abwägt. An sich sind es ganz ähnliche Dinge: Garteneingänge aus Holz, in den Formen zwar nicht gleich, aber doch eben auch nicht so verschieden, dass eine Welt die Bestandteile trennte. Und doch: eine Welt trennt den Ausdruck dieser beiden Formen. Die eine ist traulich, anmutig und heiter, die andere entsetzlich trivial, ledern und dumm. Geradeso wie eine Welt der Empfindungen zwei Gesichter trennen kann, und haben doch beide Nasen, Augen und Ohren, die in derselben Weise angeordnet sind.

Ganz gewiss sind unsere Augen, Ohren und Nasen Organe, die an Feinheit dem Bau einer Tür, und sei es der kompliziertesten, derartig überlegen sind, dass wir die Summe von Ausdruck in beiden nicht direkt vergleichen können. Natürlich, an dem Ausdruck eines menschlichen Auges ist mehr zu erkennen, als an unserer Gartentür auf Abb. 99. Dort ein ganzes Menschenleben, hier nur gewisse Grundstimmungen der menschlichen Anlage, die zu dem Bewohner und dem Vorübergehenden von dem Sinn des Erbauers sprechen soll. Aber bei aller Gradverschiedenheit handelt es sich doch um dieselbe Sache: die Fähig-

BEISPIEL



Abbildung 101



Abbildung 102

keit, durch die Vermittlung des menschlichen Auges gewisse Ausdruckswerte zu erkennen. —

Jetzt noch rasch einige erklärende Worte zu den übrigen Abbildungen der Garteneingänge. Abb. 101 ist das Steinportal eines Weinbergs, das aus der Barockzeit stammt. Trotz seines ornamentalen Schmucks wird die Hauptform des Ganzen, die den Begriff Portal zur Anschauung bringen soll, durch die Ornamentik nicht so überwuchert, dass diese Hauptform verschwindet.

Auch Abb. 102 möchte den Begriff des „Portals“ zur Anschauung bringen. Aber es bleibt beim guten Willen; die Anschauung selber tritt nicht ein. Während die steinerne Wölbung auf Abb. 101 die Türöffnung klar erkennbar macht, trennt das dünne Eisen auf Abb. 102 den Türraum nicht klar erkennbar vom umgebenden Raum, und der Eisenstab wird zum unnützen Schnörkel, der nicht einmal irgendwelche ornamental-rhythmischen Lustgefühle auslöst, da seine Formen sinnlos und ohne Ausdruck sind. Selbst der sachliche Zweck, die Laterne zu tragen, ist in keiner Weise glücklich gelöst.

Abb. 103 ist die allerprimitivste Form der Pforte in der Mauer, die überhaupt möglich ist. Sobald eine Mauer da ist, lässt sich auf wohlfeilere Art überhaupt keine Tür herstellen. Und doch wird man von dieser so einfachen Türanlage nur angenehme Eindrücke empfangen. Man darf nicht sagen, der Hauptreiz dieses Bildes sei durch das entstanden, was der Zufall schuf. Derselbe Zufall müsste

dann doch im Lauf der Jahre das Gärtchen auf Abb. 104 verschönern. Darauf wird im Ernst niemand warten. Was uns auf Abb. 103 anmutet, ist die sympathische Anlage, die sich bis auf die Pflanzen erstreckt, die doch auch in die Hand des pflanzenden und pflegenden Menschen gegeben sind. Abb. 104 ist auch eine ganz bescheidene Anlage, die in den Hof kleiner Leute führt. Aber sympathisch ist sie nicht, alles kopflos zusammengesetzt, das Verschiedenartige eint sich nicht zum Ganzen, die Zierate sind nicht am Platz, auch die Blechtür erscheint dem Auge kalt und unfreundlich, und beständig hört man sie klat-schend dröhnen und zufallen. Wen überkäme nicht beim Anblick einer solchen Anlage das trostlose Gefühl, das uns den meisten modernen Anlagen gegenüber beherrscht: dass das Leben nicht lebenswert sei! Während uns bei den guten alten Anlagen von selbst eine derartige Heiterkeit überkommt, dass der Himmel uns lachend, die Erde licht erscheint.

Dieselbe Wahrnehmung wird uns gegenüber Abbildung 105 und 106 beherrschen. Dies kleine Häuschen, das so lieblich in Grün eingesponnen ist, wird uns ohne weiteres zum Wohnsitz von Glück und Zufriedenheit, während sich dem rechten Bild gegenüber sofort das Gefühl von dumpfer Schwere, vom Unmut des modernen Lebens einstellt.

Abb. 107 und 108. Dasselbe Bild. Man wird vielleicht sagen: Das erste Bild ist eben besonders „malerisch“ auf-

BEISPIEL



Abbildung 103



Abbildung 104

BEISPIEL



Abbildung 105

GEGENBEISPIEL



Abbildung 106

BEISPIEL



Abbildung 107

GEGENBEISPIEL



Abbildung 108

genommen. Ich kann nur konstatieren, dass sich bei solchen guten Anlagen das „Malerische“ ganz von selbst als eine Begleiterscheinung einstellt. Ich bin an diesem Garten zu irgendeiner nicht vorher festgesetzten Tagesstunde mit meinem Kodak vorbeigekommen; und sofort ordnete sich das Treppenmotiv zum angenehmen Bild. Aus der Anlage auf Abb. 108 könnte auch der geschickteste Künstler kein erträgliches Bild gewinnen. Alles ist hier kopflos angeordnet und erzeugt die ungemütliche Stimmung, die nur das versöhnend verdeckende Dickicht des wilden Weins im Hintergrund etwas mildert. Die beiden Pfosten der Tür sind steingrau angestrichene korinthische Säulen, die nichts tragen, aus denen aber seitlich zwei unendlich lange Türflügel herauswachsen. Um das dem Auge erklärlich zu machen, sind die Pfosten viel zu dünn. Vor der Treppe ist ein Löwe aufgestellt, der weder an sich besonders schön ist, noch die Treppenanlage bessert. Aber man macht überall dieselbe Erfahrung: alle Welt ist der Meinung, dass das Hinzufügen von Ornament oder sonstiger Kunst „verschönert“, während diese Verschönerung nicht allein davon abhängt, dass die Zutat selber etwas taugt, sondern auch, dass der Ort, wo sie Platz findet, richtig gewählt ist.

Abb. 109 und 110 decken sich gleichfalls in ihren Bestimmungen. Beide sind schmale Gartentüren, die nur dem Fussgängerverkehr dienen, da die Einfahrten gesondert angebracht sind. Abb. 109 ist ziemlich späten Datums;

die Tür mag wohl aus den dreissiger Jahren stammen. Für mein Gefühl ist sie eine der heitersten und freundlichsten Gartentüren, die ich kenne. Abb. 110 mit den mit Goldbronze bemalten Spitzchen ist mir eine der unangenehmsten Türen, die ich vorführe.

Abb. 111 ist für mich das schönste Bild, das ich in dieser Sammlung habe. Es ist auch ein ganz besonderes Tor: es ist die Tür, die zu Goethes Gartenhaus im Park zu Weimar führt. Ich mag ihm kein Gegenbeispiel gegenüberstellen — seine Schönheit mag für sich sprechen. — Wenn man doch nur wieder allgemein begreifen wollte, dass es durchaus nicht nur Assoziationswerte sind, die für uns hier mitsprechen, sondern dass solch eine Tür eine kritische Zergliederung vertragen kann. Man zeige mir in der ganzen Welt eine zweite Tür, die mehr dem Sinn entspricht, als freundlicher Zugang zu einem heiteren Garten zu dienen, und die dabei mehr dem Material — dem durch Farbe geschützten Holz — entspricht.

Abb. 112 führe ich noch an als Treppenaufgang von einer Einfachheit und Schmucklosigkeit, die kaum zu überbieten ist, so lange es sich um in Stein gebaute Anlagen handelt. Auch hier wird man das freundliche Gesicht der ganzen Erscheinung sofort erkennen. Aber wo findet man in allen unseren modernen Garten- und Villenkolonien einen Eingang, der sich auch nur mit diesem messen könnte?

Abb. 113 ist eine gute alte Anlage, die in trauriger

BEISPIEL



Abbildung 109

GEGENBEISPIEL



Abbildung 110



Abbildung 111



Abbildung 112



Abbildung 113

Weise entstellt ist. An den beiden Seitenteilen bemerkt man noch die alten Holzgitter und kann den Bogen des oberen Querholzes verfolgen. Dies setzte sich natürlich in geschwungenem Bogen durch die Tür der Mittelöffnung fort, so dass diese Holmen in der Erscheinung ein Ganzes bildeten. Als die Mitteltür schadhaft wurde, meinte der Besitzer, dem Märchen von der Minderwertigkeit der hölzernen Türen Glauben schenken zu müssen. Er bestellte beim Schlosser eine eiserne Tür, und dieser setzte nun irgendeine hinein, die zu der Erscheinung des Eingangs gar keine Beziehung hat. Dass man eine zwar kleine, aber vollendete Harmonie zerstörte, davon ahnt der Besitzer gewiss nichts.

Ähnlich auf Abb. 114. Die Pfosten mit den Kugeln verraten noch, dass es sich um eine einst gewiss sehr schöne Tür handelt. Die alten Türangeln sitzen noch im Stein, man kann sie auch im Bild deutlich sehn. Sicherlich sass da eine hohe Holztür, die die Pforte bis zu derselben Höhe schloss, wie der Holzzaun rechts und links von der Tür, wodurch die Höhe der Pfosten gerechtfertigt wird. Neue Zeit hat auch hier ein eisernes Tor eingeflickt, das zu der ganzen Anlage ohne den geringsten Zusammenhang steht.

Es ist traurig zu sehen, wie Jahr für Jahr Unmengen guter Vorbilder fallen und durch solche und ähnliche Anlagen ersetzt werden, die dann leider wieder als Vorbilder dienen.



Abbildung 114



Abbildung 115

BEISPIEL



Abbildung 116

GEGENBEISPIEL



Abbildung 117



Abbildung 118

In Abb. 115 zeige ich noch einen schönen alten Weinbergeingang mit grossen Barockvasen.

Abb. 116 ist ein moderner Eingang, an dem wir erkennen können, dass gewiss nicht die Jahreszahl der Entstehung, sondern lediglich der Sinn des Erbauers massgebend ist. Allerdings lehnt sich dieser Garteneingang an die Formen alter Zeit an, aber was hat sich denn auch am Wesen des Garteneingangs so geändert, dass wir das nicht mehr dürften? Auch das grösste Genie vermöchte nicht etwas Gutes hervorzubringen, ohne sich auf die Schultern seiner Vorgänger zu stellen. —

Soweit in dem Vorhergehenden die Rede von der Gestaltung des Gartenterrains war, geschah es immer in seiner Beziehung zum Garteneingang, das heisst in seiner Lagerung zum Zugang oder zur Strasse.

Die Betrachtung der Terraingestaltung selbst muss hier folgen. Es wäre eine fast unmögliche Aufgabe, alle Terraingestaltungen, die bei Gärten vorkommen können, aufzuführen. Jedenfalls fällt es nicht in die Aufgabe dieses Buchs, das zum Nachdenken anregen will. Es wird deshalb genügen, wenn ich zu den übrigen Beispielen, die als Folgeerscheinungen anderer Betrachtungen sich von selbst ergaben, noch einige verschiedener Art hinzufüge. Wenn man die prinzipiellen Ergebnisse aus den wenigen Beispielen in seine Erkenntnis eingereicht hat, so werden sich diese Ergebnisse bei anders gearteten Anlagen von selbst herausstellen.

Ich nehme Beispiele, wie ich sie gerade zur Hand habe: einen Garten in der Stadt, einen in der Vorstadt, einen am Fluss und einen auf dem Berg.

Abb. 118 ist ein Garten in einer Stadt, die auf welligem Terrain angelegt ist. Der Teil, auf dem das alte Patrizierhaus unseres Bildes steht, bildete eine schiefe Ebene, deren tiefste Stelle im Hintergrund lag (im Bild also links) und deren Höhepunkt sich nach oben (im Bild also rechts) hinzog, wie sich aus der Abbildung noch

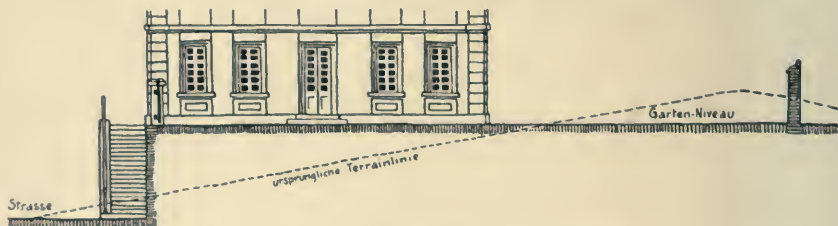


Abbildung 119

erkennen lässt. (Siehe auch Abb. 119.) Die Haus- und Gartenanlage schuf das Naturgebilde in ein Gebilde aus Menschenhand um, indem es die gegebenen Bedingungen geschickt benutzte. Der Baumeister sagte sich: der Teil des Anwesens rechts (vom Standpunkt des Beschauers aus gesehen) liegt hoch, die Strasse liegt tief. Wenn wir aus dem allmählichen Übergang von tief zu hoch einen schroffen Übergang machen, das heisst eine Terrasse vorschieben, die die schiefe Linie in zwei horizontale und eine vertikale zerlegt, so gewinnen wir sehr viel und verlieren nichts.

Dadurch, dass das Haus auf den Rand der Terrasse zu liegen kommt, erhebt es sich hoch über die Strasse, liegt aber mit seinem Garten auf einer Ebene.

Das hat den Vorteil, dass man sehr bequem auf und in die Strasse blicken kann, die Leute draussen uns aber nicht in die Erdgeschossfenster gucken können, das Haus dadurch auch sicherer wird. Nebenbei fügt sich von selbst das schöne Motiv der hohen Freitreppe dazu.

Trotz der Höhe sind wir aber von unserm Garten nicht getrennt, sondern wir brauchen nur über einige Stufen aus dem Gartenzimmer in das Gartenparterre hinabzuschreiten. Abb. 120 und 121 zeigen vorzügliche Lösungen solcher Ausgänge.

Der Garten liegt nun auch so hoch über der Strasse, dass das Strassenleben uns nicht mehr stören kann. Wir können zwar jederzeit bequem hineinblicken, wenn wir an den Rand des Gitters treten; wir können uns auch eine versteckte grüne Laube auf dem hohen Rand anlegen, aber uns kann man nicht sehen, wenn wir in der Mitte oder im Hintergrund des Gartens wandeln. Wir können uns, wenn wir Lust dazu haben, im Morgengewand im Garten ergehen, denn nicht einmal von den Nachbarhäusern kann man uns sehen. Auf der einen Seite schützt uns das eigene Haus, rechts ist das Terrain ohnehin frei, gegenüber liegt eine Kirche, an die vierte Seite grenzt ein Nachbargarten, dessen Haus, hinter Bäumen versteckt, ziemlich weit entfernt liegt. Im Hintergrund des Gartens er-



Abbildung 120

hebt sich wieder eine Mauer, die als schützender Abschluss ein reizendes Motiv bildet, in der sich Grotten anlegen lassen, die man mit Efeu umspinnen, und in deren Schatten man Bänke setzen kann.

Es ist ein kleines Paradies, was auf diese Weise entstanden ist, und die Leute, die es bewohnt haben, haben sich's wohlergehen lassen darin, das braucht man nicht zu errechnen, das sieht man.

Natürlich stellt sich für den Widerspruchsgeist sofort automatisch der Einwand ein, auf den ich schon mehrfach zurückkommen musste: „Ja, das ist ja ganz schön, aber so eine Anlage ist ja viel zu teuer.“ Amen.

Wer Lust hat, der folge nachstehender Rechnung. Eine Anlage wie die auf Abb. 118 würde nach heutigen mittleren Baupreisen für Haus und Garten etwa 150 000 bis 200 000 Mark kosten.

Moderne Villen- und Gartenanlagen, die 200 000 Mark kosten, sind in den letzten Jahrzehnten in Deutschland durchaus keine Seltenheit mehr. Die Villenanlagen, die begüterte Leute sich jetzt in grossen und kleinen Städten erbauen, mögen zumeist diese Summe erreichen, oft auch überschreiten. Eine Futtermauer von der Länge wie auf Abb. 118 (man sieht im Bilde nicht die ganze Länge) lässt sich in Bruchstein für 4—5000 Mark herstellen. Dazu kommt noch einmal eine Summe für Erdarbeit. Das macht etwa 6—8000 Mark, alles sehr hoch gerechnet. Diese Summe, die recht klein ist im Verhältnis zu den Gesamt-



Abbildung 121

baukosten, wäre also notwendig, um das Fundamentale zu schaffen, die Hauptsache der ganzen Anlage, von deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein die Schönheit des Ganzen abhängt.

Sehe ich daraufhin unsere hier in Frage kommenden modernen Anlagen an, so mache ich immer wieder die Beobachtung, dass für sie oder zu ihrem „Schmuck“ Summen verausgabt werden, die doppelt und dreifach so gross wie die oben genannte sind. Betrachte ich dann das für diese Summen Geleistete, so komme ich zu dem Schluss, dass die ganze Anlage nur gewinnen würde, wenn man diese Zutaten, die schmücken sollen, einfach entfernen könnte. Ich brauche nicht weiter darauf einzugehen, mein ganzes Buch handelt ja davon, und wer mich verstehen will, der weiss auch, was ich meine. Würde man die zur Verfügung stehenden Gelder am richtigen Ort verwenden, so würden sie auch heute noch überall zu praktischen, sinnvollen und angenehm zu benutzenden Anlagen reichen.

Abb. 122 zeigt den einfachen Garten an einer Strasse, die durch die Vorstadt ins Freie führt. Vernünftigerweise ist auch hier die Hauswand in die Strassenfront gesetzt, so dass das Haus Strasse und Garten verbindet und beide gleicherweise beherrscht. Das schlichte, einfach als Würfel gestaltete Haus mit dem Dach in ebenso einfacher Pyramidenform wirkt, wie immer, trotz des Fehlens jeglichen Schmucks, sehr freundlich und heiter. Was kann man



Abbildung 122

von solch einfachem Häuschen noch mehr verlangen? Wieviel das schon bedeutet, wird man einsehen, wenn man sich darüber klar geworden ist, dass die meisten Vorstadthäuser aus der modernen Zeit die Gegend auf Sehweite veröden.

Der Garten ist hier ebenfalls durch eine kleine Futtermauer über das Strassenniveau erhoben und zur Ebene gemacht. Wie heiter sind diese alten Gartenvorstädte, in denen man zwischen Mauern und Grün und freundlichen weissen Häuschen umherwandeln konnte und überall immer nur das eine sah, dass nämlich die Menschen sich Häuser bauten, um gemütlich drin zu wohnen, und Gärten anlegten, um sich heiter darin zu bewegen.

Abb. 123 zeigt die Anlage am Fluss. Auch die Flussufer bildeten ursprünglich eine schiefe Ebene mit wechselndem Gefälle der Böschung. Um dem Fluss ein Stück seines Hochwasserterrains abzugewinnen, schob man die hohe Mauer nach Art unserer öfter besprochenen Terrassenbildung ziemlich weit vor und schuf so ein ebenes Terrain, das man zum Garten umwandelte. Unter sich hatte man nun das Hochwasserbett des Flusses, das sich im Sommer in einen üppigen Rasenteppich verwandelte. Das Gartenhaus lag weit vorgeschoben auf dem Rande der Mauer, von vorn geschützt durch ihre Höhe, von hinten durch die Bäume des Gartens.

Abb. 124 und 125 zeigen die Anlage auf einem Berg. Auf dem Plateau dicht am Rande des steilen Abhangs



Abbildung 123



Abbildung 124



Abbildung 125

zieht der Garten sich hin. Hier ist die Terrassenbildung derartig durch das Terrain gefordert, dass man ihr kaum entgehen konnte. Frühere Zeiten sind dieser natürlichen Forderung stets nachgekommen, und die Gebilde, die dann entstanden, gehören zu den schönsten Blättern in der Geschichte des Gartenbaus. Unser erstes Bild zeigt die obere Terrasse, auf der höchsten Kante des Terrains. Das niedere breite Mäuerchen rechts, an dem die Allee von Rosenstämmchen sich hinzieht, ist natürlich nur der oberste Teil der hohen Futtermauer, die steil nach der zweiten Terrasse zu abfällt, zu der Steintreppen hinabführen. Abb. 125 ist die zweite Terrasse. Links erscheint die mit Weinlaub dicht umkleidete Wand der oberen Terrasse, der ein Streifen mit blühenden Pflanzen vorgelagert ist. Rechts auf der Mauerkante zieht der Weg sich hin. Die Mauer springt hie und da bastionartig vor, so dass der Blick von diesen Plätzen aus meilenweit talauf und talab schweifen kann.

Selbstverständlich ist das eine ausserordentlich grosse und reiche Anlage. Aber ich kenne doch ganz neue Villen- oder Schlossanlagen, wo nur Einsicht, nicht die Mittel dem Erbauer fehlten, um etwas ähnlich Schönes zu schaffen. Wie oft ist ähnlicher Aufwand gemacht worden! Und doch, wo es geschah, hat man meist durch missverstandene Stilfexerei und Ornamentprotzerei den Eindruck des Ganzen verdorben.

Noch einige Beispiele für Terrassenanlagen. Abb. 126 ist der zurückliegende Teil des Gartens, dessen vordere

BEISPIEL



Abbildung 126

GEGENBEISPIEL



Abbildung 127

Terrassen Abb. 124 und 125 zeigen. Das Terrain ist hier flacher; trotzdem hat man mit Bedacht die schrägen Neigungen in ebene und senkrechte Flächen aufgelöst und dadurch den Garten in Räume gegliedert, die sich dem Auge stufenweise im angenehmsten Wechsel darbieten. Dass malerische Bilder wie Abb. 126 durch die gute Anlage und nicht durch „Zufall“ entstehen, mache man sich durch den Vergleich mit Abb. 127 klar. Bei ersterer überschneiden sich Terrasse und Gebäude in reizvollem Wechselspiel der Linien. Diese dem Auge so wohlgefällige Anordnung stellt sich aber bei genauer Prüfung als das logische Ergebnis einer Reihe von Nützlichkeitsforderungen heraus. Die obere Terrasse muss diese Höhe haben, um als ebene Zufahrt von der Strasse nach dem Hauseingang zu dienen, während die tiefer liegenden und windgeschützten Terrassen der gegebene Ort für eine Rosenzucht werden. Ferner ergibt sich durch weitere Durchbildung dieser Terrassengestaltung eine Reihe von angenehmen Zugängen, Verbindungen verschiedener Orte usw., die allerdings nur auf genauen Plänen dargestellt werden könnten.

Von Abb. 128 (Abb. 78 wiederholt) sprach ich schon auf S. 115—122. Man versteht auch hier sofort, dass der untere, vorn liegende Teil des Gartens einen ganz anderen Charakter haben muss als der obere. Auf dem Gegenbeispiel dazu sind lauter spitze Steine aufrecht in die Erde gesteckt; warum, weiss ich nicht.

Abb. 130 muss jedem ein vertrauter Anblick sein.

Diesen einfachen Garten mit einer niedrigen Terrassenbildung gibt es in jeder alten Stadt. Das Bild mag für sich selbst sprechen.

Bei Abb. 131 lehnt sich eine Laube auf die natürlichste, netteste Weise in einer Ecke an Futtermauer und Aussenmauer an. Abb. 132 ist eine Terrasse mit Treppchen weiter oben im selben Garten.

Die Mittel, die wir ausser der eigentlichen schon besprochenen Architektur zur Gestaltung des Gartenterrains zur Verfügung haben, sind im wesentlichen: Wege, Rasenflächen, Pflanzen, Sträucher, Bäume, Wasserbecken und die kleinen architektonischen Zutaten wie Treppen, Brücken, Bänke usw.

Die fundamentalste Arbeit nächst der Schaffung der Terrainfläche selbst ist das Ziehen der Wege. Sie entspricht, wenn man es mit dem Bilde nicht zu streng nehmen will, ungefähr dem Einteilen des Hauses in Zimmer. Auch hier wieder wollen wir uns über die Art und Weise, wie alte und neue Zeit sich dieser Arbeit entledigten, an Bildern unterrichten.

Wenn man den grossen Gegensatz der alten zu den neuen Gärten in eine kurze Formel fassen wollte, die den Gegenstand zwar nicht erschöpft, aber doch mit einem Schlagwort ziemlich deutlich kennzeichnet, so würde das heissen: „Hier gerade — dort krumme Wege.“ Wer hat da nun recht? fragt der Unbefangene. Ich möchte meine Meinung nicht als diktatorisches Urteil vorausschicken,

BEISPIEL



Abbildung 128

GEGENBEISPIEL



Abbildung 129



Abbildung 130



Abbildung 131



Abbildung 132

sondern möchte den Gedankengang niederschreiben, den der Leser notwendig durchlaufen muss, um selber zu der Lösung zu kommen. Auch wenn dieser Gedankengang etwas weitschweifig erscheinen wird, sollte man ihn doch mitmachen, da er zur Klärung der Begriffe absolut notwendig ist.

Zunächst wird man sich gestehen müssen, dass Wege Menschenwerk, kein Naturprodukt sind. Wege sind die von Menschen zunächst für den Menschenfuss gebahnten Verbindungen zweier Punkte. Für den Menschenfuss gebahnt, darauf liegt der Schwerpunkt. Denn gebahnte Verbindungen zweier Punkte für andere sich bewegende Objekte kennt die aussermenschliche Natur sehr wohl. Der Fluss ist eine solche, der die beiden Punkte: den höchsten, die Quelle, mit dem tiefsten, der Mündung, verbindet und eine geschaffene Bahn darstellt. Allerdings eine für die Laufart des Wassers geschaffene. Ein Giessbachbett, ein Flussbett haben ihre daraus hervorgehenden Formen. Die Formen unserer Wege werden durch die Bedingungen bestimmt, die aus dem Wesen unserer Gehwerkzeuge, unserer Zugtiere und unserer Fortbewegungsmaschinen hervorgehen. Sie stellen entweder horizontale oder schiefe Ebenen dar; eine Nebenform ist die ausschliesslich für den menschlichen Fuss berechnete Form der Treppe: die Aneinanderreihung horizontaler Ebenen mit ansteigender Niveauhöhe.

Wenn der Mensch von einem Punkt zu einem andern

BEISPIEL



Abbildung 133

GEGENBEISPIEL



Abbildung 134



Abbildung 135

gelangen will, die beide auf einer Fläche liegen, und es trennt die beiden Punkte kein Hindernis, so wird er direkt von dem einen auf den andern zugehen. Sein Weg wird dann eine gerade Linie beschreiben. Der im Winkel gezogene Weg entsteht, wenn ein Hindernis im Wege liegt, das umgangen werden muss. Ist es ein umfangreicher Gegenstand, etwa ein Berg, so entsteht anstatt des Winkels die Kurve. Ebenso entsteht die Kurve dort, wo starke Anhöhen überwunden werden müssen. Wollte man die beiden zu verbindenden Punkte, Höhe und Tiefe, geradlinig verbinden, das heisst den Weg direkt den Berg hinauf-
 laufen lassen, so würde, sobald ein gewisser Neigungswinkel überschritten ist, eine Steigung entstehen, die für rollend sich fortbewegende Fahrzeuge nicht mehr benutzbar ist, bei etwas stärkerer Neigung aber auch für den Fuss nicht mehr bequem wäre. Bei Steigungen von über 30° würde das Gehen sich schon dem Klettern nähern, das dann das Terrain mehr treppenartig benutzt. Will man in solchen Fällen allgemein benutzbare Wege schaffen, so wird man auf Kosten der Kürze der Verbindung die Wegfläche weniger steil machen, das heisst man zieht den Weg in langen Kurven den Berg hinan. Man kommt dabei auf eins der fundamentalsten mechanischen Gesetze, das Gesetz von Kraft und Zeit, die im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen. Um in den langen flachen Kurven den Berg hinaufzufahren, braucht man allerdings einen viel geringeren Kraftaufwand, als zum steilen in die Höhe Klim-



Abbildung 136

men, dafür muss aber ein entsprechend grösserer Raum durchmessen und bei gleicher Geschwindigkeit entsprechend mehr Zeit verwendet werden.

Das sind die gesamten Grundbedingungen, nach denen unsere Wege angelegt werden. Ihre übrigen Formen entstehen nach Massgabe der auf der Bahn zu bewegendenden Objekte. Ein Fussteig kann im Winkel von 90^0 umbiegen, ohne dem sich verhältnismässig langsam zu Fuss fortbewegenden Menschen Schwierigkeiten in der Benutzung zu machen. Die Rollbahn der Eisenbahnschienen braucht bei unseren heutigen Geschwindigkeitsverhältnissen Kurven von nicht unter 180 m Radius — bei den zukünftigen Schnellbahnen wird indessen der Radius ganz bedeutend grösser sein müssen. — Die von Wagen befahrenen Landstrassen werden die Mitte zwischen diesen beiden Extremen halten, immerhin aber auch überall scharfe Knicke vermeiden und sich geschwungener Kurven bedienen müssen.

Dass ein Blick auf unsere Landkarten selten gerade Linien der Strassen zeigt, liegt daran, dass diese Kartenlinien erstens bedeutende Verkleinerungen, ferner überall die Summe vieler Wegverbindungen darstellen. Sobald Punkt A und B verbunden sind, läuft die Fortsetzung des Weges auf den dritten zu verbindenden Punkt C los, und nur ein Zufall könnte es wollen, dass soundso viel zu verbindende Punkte alle auf einer Geraden liegen.

Das Resultat unserer Beobachtung ist: der Mensch



Abbildung 137

schaft die Verbindung zweier Punkte, soweit es ihm möglich ist, immer geradlinig, da er als vernunftbegabtes Wesen sein Ziel zuvor ins Auge fasst und gerade darauf zuschreitet. Er weicht nur dann von dieser Regel ab, wenn die Bedingungen Ursache dazu geben. Man könnte nun wohl einwerfen: das sei aber doch recht langweilig, wenn es wirklich der Fall wäre. Doch ist das wohl erst zu beweisen. Ich wüsste aber nicht, wie dieser Beweis zu erbringen wäre. Die geradlinige Allee schafft die unendliche Perspektive, die nichts weniger als langweilig ist. Wenn es langweilige geradlinige Wege gibt, so liegt die Ursache an ihrer trostlosen Umgebung, nicht an der Geradlinigkeit der Wege. Sind die Abb. 133, 136, 137, 138, 139, 141, 143, 149, 150, 152, 153, 154, 155, 156 usw. langweilig? Wenn aber die gewundenen Strassen und Wege auch schön sind, so sind sie es, weil aus den in dem besonderen Fall gegebenen Verhältnissen heraus die Kurve in ihrer Richtung bedingt ist, nicht weil die Kurve a priori schöner wäre, als die gerade Linie.

Sehen wir uns nun danach in der Wirklichkeit um. Abb. 133 ist aus einem alten Garten genommen, der als Muster einer guten Anlage dienen kann. Die hier gezeigte breite Allee durchschneidet ihn in der Mitte in seinem Längsdurchmesser und bildet die Verbindung des Schlösschens, das an einem Ende des Gartens liegt, mit der erhöhten Terrasse, die durch die Bresche der Mauer hindurch den Blick ins Tal zulässt. Diese geradlinige Ver-



Abbildung 138

bindung ist nun einmal tatsächlich die einfachste Verbindung vom Ostende zum Westende des Gartens, die beim Durchwandern die entzückende Perspektive der jungen Bäume zeigt; zweitens aber gliedert sie den Garten, der durch sie in zwei Hälften, die nördliche und die südliche, zerfällt. Auch diese werden wieder rechtwinklig von einigen geradlinigen Wegen durchschnitten, die natürlich bei der geringeren Querausdehnung des Gartens weniger lang sind (Abb. 143 und 150) und die ihrerseits den Garten weiter gliedern. Die früheren Gartenkünstler wussten aber sehr wohl, dass uns Menschen mit breiten, behaglichen Wegen zum Lustwandeln allein nicht gedient ist, wenn wir den Garten geniessen wollen, sondern dass wir auch nach schattigen, versteckten, lauschigen Plätzchen, Laubgängen, Lauben und kühlen, efeuumspannenen Mauern verlangen. Alles das ist in unserm Garten wunderschön vorgesehen. Seine an sich rechteckige Grundform wird durch die rechtwinkligen Wege in eine Anzahl weiterer Rechtecke und Quadrate zerlegt. Das ist allerdings eine an sich ganz geometrisch-architektonische Gestaltung. Aber diese Rechtecke selber bergen nun ein entzückendes Dickicht, das wie geschaffen ist zum Sichverstecken. Man betrachte Abb. 139. Hier durchziehen lauschige Wege die stockwerkhohen Laubwände, deren Kronen sich über den Wandelnden wölben. In der Mitte des Wegs liegt eine bedachte Laube, deren Formen auf Abb. 66 grösser dargestellt sind. Die hohen Laubwände schliessen manchmal



Abbildung 139

kleine Höfe ein, zu denen nur irgendein schmaler Schlupf führt.

Nicht alle Felder des Gartens müssen so mit Buschwerk gefüllt sein. Innerhalb des einen breitet sich ein geräumiges Wasserbecken aus, über das noch zu reden sein wird. Ein freier Raum dient zum Spielen, eine kreisförmige Hecke bezeichnet den grossen runden Platz (Abb. 140). Ein anderer Plan ist mit Bäumen bepflanzt, in deren Mitte ein Pavillon steht (Abb. 68). An der nach Süden gerichteten Seite der Aussen-Mauer zieht sich ein schattiger Weg hin, dessen Grotten und Lauben kühlen Aufenthalt gewähren. Bei all dieser Abwechslung, die überall die malerischste Erscheinung bietet, sind die Wege in dem ebenen Gartengelände doch überall gerade geblieben. Nur da, wo ein erkennbarer Zweck und ein besonderer Grund vorliegt, weichen die Wege von der geraden Linie ab. Um einen kreisrunden Platz, dessen Mitte ein plätschernder Brunnen ziert, läuft ein Weg im Laubgang, der genau der Kreisform folgt. Hier erkennt man sofort beim Betreten die Notwendigkeit der Rundung der Wegrichtung. Ebenso biegt ein Weg, der in ein Versteck führen soll, im Dickicht um.

Man betrachte nun die Weganlagen unserer Gärten von heute. Die geraden Wege hat man längst aufgegeben, unter der Begründung, sie seien steif und unnatürlich. Die Wege, die man jetzt zieht, folgen bis auf den heutigen Tag immer noch im Grundriss einer Brezel oder Herz-



Abbildung 140

und Nierenformen. Auf den Abb. 134, 135, 142, 144, 148, 151 sieht man sie angedeutet.

Suchen wir uns der Reihe nach die Beweggründe für diese Formen und klären wir uns über die Begriffe auf. Man behaupte also, die geraden Wege seien unnatürlich, und mit den geschlängelten Wegen folge man der Natur. Dass das hier eine inhaltslose Redensart ist, wird man erkennen, wenn man sich des vorhin vom Wesen des Weges (Seite 209 u. f.) Gesagten erinnert. Die „Natur“ kennt keine Wege, die für den Menschenfuss gemacht sind; die muss immer erst der Mensch machen. Der Fluss, der Giessbach bahnen sich auch ihre Wege, verleugnen dabei aber nicht ihre nur ihnen eigentümlichen Formen. Ebenso wird der Menschenweg nicht seinen Stil verleugnen dürfen, der sich als Menschenwerk in einen gewissen Gegensatz zu der aussermenschlichen Natur setzt, indem er diese meistert und sie seinen Zwecken unterwirft. Also könnte man mit dem Hinweis auf die „Natur“ höchstens meinen: die Menschenwerke draussen in der Wiese, im Feld, im Wald.

Was nun zunächst die Wege in den Wiesen und im Feld angeht, so muss eine recht oberflächliche Beobachtung der Meinung zugrunde liegen, sie schlängelten sich im Stil dieser Gartenwege. Wege auf Feld und Wiese sind zunächst reine Nutzwege, die der Landwirt für seine Leute und Wagen anlegt. Er denkt gar nicht daran, diese ohne Grund von ihrer Zielrichtung abweichen zu lassen. Diese Wege führen

BEISPIEL



Abbildung 141

GEGENBEISPIEL



Abbildung 142

BEISPIEL



Abbildung 143

GEGENBEISPIEL



Abbildung 144

BEISPIEL



Abbildung 145



Abbildung 146

auf ebenem Gelände fast immer gerade von Ziel zu Ziel. Da ein Weg nun meist mehrere Ziele berührt, so entsteht nur dadurch ein Abweichen von einer einzigen Geraden. Sobald natürlich Terrainsteigungen zu überwinden sind, tritt das andere Prinzip ein, das wir ja schon besprochen. Auch von den anderen Ursachen zur Abbiegung der Wege war schon die Rede: das Hindernis im Weg. Das kann natürlich von mannigfachster Art sein, in dem Hang eines Bergzugs oder dem Lauf eines Baches bestehen, dem man folgen muss. Fluss- und Bachläufe machen oft die anmutigsten Schwingungen, und auch der Weg, der sie begleitet, paraphrasiert diese Anmut.

Folglich müssen doch also auch Gartenwege, wenn sie solche Windungen zeigen, anmutig sein, nicht wahr?

Hier setzt das Missverständnis ein. Zunächst das eine, grosse, auf das immer wieder bei unsern Betrachtungen hingedeutet werden muss, weil es im Grunde auf etwas Unethischem, dem Mangel an Ehrlichkeit, beruht. Wenn man nämlich Gärten anlegt, so muss man bekennen: ich mache jetzt einen Garten, das heisst ein Menschenwerk, und darf nicht so tun, als ob man ein Flussgott wäre, der sein Bett durch die Wiesen schlängelt. Lässt man dann aber gar die Ursachen, die die gewundenen Linien draussen in der Wiese erst hervorriefen (also etwa den Fluss, den Berg usw.), weg und behält nur noch die nun leere, sinnlos gewundene Linie übrig, die rein gar nichts mehr ausdrückt, so gelangt man ins Gebiet des Lächerlichen.

Aber auch von dieser inhaltlosen Linie wird vor dem Gebrauch erst noch ein verdünnter Aufguss gemacht.

Die durch bestimmte Verhältnisse in Feld und Wiese verursachten Windungen der Linien sind von sehr grossen Dimensionen. Unsere Gärten sind, dagegen gehalten, sehr klein. Man verkleinert also dementsprechend einfach die Windungen, bis schliesslich Wege herauskommen, auf denen man sich keinen Schritt mehr vorwärts bewegen kann, sondern beständig bald rechts bald links taumelnd durch den Garten tänzeln muss.

Aber immer noch mehr. Die ersten Versuche, Wegwindungen zum Handgebrauch im Garten gleichsam auf Flaschen zu ziehen, liegen weit zurück. *Tempi passati*. Seit jenen ersten Versuchen hat offenbar kein Gartenkünstler der Brezelwege die Vorlagen in Feld und Wiese mehr recht angesehen. Denn die Windungen sind in einer Weise vernudelt und in dieser Form eingetrocknet, dass sie nun auch jede letzte Ähnlichkeit mit dem an sich schon missverstandenen und an falscher Stelle angewendeten Vorbild verloren haben.

Die alten Waldwege zeigen allerdings selten eine gerade Richtung. Wo das Terrain ansteigend ist, findet das seine Erklärung schon aus den Umständen, die auf Seite 213 beschrieben sind. Im Wald auf ebenem Terrain muss man sich aber das Zustandekommen der Pfade doch so denken: Der Erste, der seinen Weg durch das Dickicht suchte, lief einfach da, wo Lichtungen waren und dün-

BEISPIEL



Abbildung 147



Abbildung 148

neres Unterholz ihm den Weg nicht versperrte. Den Bäumen musste er ohnehin ausweichen. Seitdem mehrere den Weg gingen, wurde er immer mehr gebahnt, behielt aber seine schlängelnde Richtung, die vom beständigen Ausweichen herrührte. Das gilt vom Waldpfad. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Strasse, die man durch den Wald anlegte. Hier gilt kein Ausbiegen, sondern herrisch schlägt sich die Menschenhand den Hohlweg durch das grüne Dickicht.

Dass ein Imitieren des Waldpfads im Garten, dessen Bäume man erst anlegt, nicht dem Sinn „Garten“ entsprechen kann, muss einleuchten. Gesetzt, es wäre möglich, das Wesen des Waldes mit all seinen reizenden Zufälligkeiten getreu zu kopieren, so liesse sich über den Wert einer solchen Kopie eventuell reden. Sie ist aber sehr viel schwieriger, als man sich vorstellt, ja, sie ist unmöglich. Denn das, was wir Zufälligkeiten nennen, sind ja im Grund so unendlich verschlungene Gesetzmässigkeiten, dass wir sie nicht entfernt zu durchschauen, geschweige denn nachzuahmen vermögen. Sie aber als Zufälligkeiten absichtlich nachzuahmen, ist jener kulturfeindliche Widersinn, der stets das Zeichen aller Verfallzeiten bildete.

Der Erkenntnis der Richtigkeit dieses Gedankengangs muss sehr bald die Frage folgen: Ja, wie sollen wir denn nun unsere Wege anlegen?

Ich kann nur das eine antworten: immer dem

Sinne nach. Gerade wie bei einem Hausbau. Man be-
 sehe sich zunächst sein Terrain, und dann mache man
 sich klar, was man auf diesem Terrain haben möchte —
 hier eine Laube, da ein Gartenhaus, dort einen Spiel-
 platz. Und dann überlege man sich: wie gelangt man
 am einfachsten von der Haustür zum Gartenhaus, wo ist
 eine Treppe notwendig, wo erleichtert eine Futtermauer
 die Gestaltung des Terrains, und wo sind nun Verbin-
 dungen der einzelnen Organe des Gartens notwendig. Diese
 Verbindungen sind die Wege. Und so werden sie auch
 am schönsten sein.

Hier noch ein Seitengedanke: es ist sehr bezeichnend
 für die Kopflosigkeit und Gedankenlosigkeit unserer Zeit,
 dass man die Gesetze bei Garten- und Städteanlagen ge-
 rade verkehrt hat. Beim Städtebau legt man heute nur
 noch schnurgerade Strassen an, vermeidet jede Biegung
 und Krümmung, und schafft dadurch lauter Windschachte,
 die nicht mehr den Schutz bieten, den die Stadt geben
 sollte — von dem ästhetischen Denkfehler ganz abge-
 sehen, der die Schachte unübersehlich und ein Betrachten
 der Häuserfassaden unerquicklich macht. Den Weg aber,
 der frei über die offene Wiese läuft — den biegt und
 rundet man ohne jeden Grund.

Auch da, wo man Wasserbecken oder Wasserläufe
 anlegt, macht man es nicht besser. Wenn man in seinem
 Garten ein Wasserbecken baut, so soll man eben zeigen,
 dass der Mensch diese Formen geschaffen hat. Es ist



Abbildung 149

ein unwürdiges Versteckspiel, wenn wir so tun wollen, als ob es gar keine Gartenanlage wäre, sondern als sei es der Tümpel, der von der letzten Überschwemmung zurückgeblieben ist. Der Tümpel und der Waldweiher haben ganz spezifische Formen. Liegt zufällig irgendwo neben einem Garten ein Waldweiher, so liegen eben zwei verschiedene Dinge nebeneinander: das eine ist Garten, das andere ist Waldweiher. Käme nun eines Tages der Gartenbesitzer auf die Idee, den Weiher anzukaufen, so bliebe der trotzdem Weiher, selbst wenn der Mann ihn einzäunte und seinem Garten einverleibte. Wäre nun das zwar auch keine Gartenanlage, so könnte einen der Besitz ja trotzdem freuen, denn wer säße nicht gern an einem Waldweiher, besonders wenn es sein eigener Privatwaldweiher wäre. Nun denke man sich aber den Fall, ein Mann möchte gern solch einen Waldweiher gerade auf seinem Grundstück haben, es sei jedoch beim besten Willen keiner in der Nachbarschaft zu kaufen. „Gut,“ sagt er, „machen wir uns einen.“ Und er finge nun an, sich einen Waldweiher genau zu kopieren. Er höbe das Terrain ganz so aus, dass es wie der eingesunkene Boden im Wald aussähe. Er gäbe sich unendliche Mühe, alles so zu gestalten wie beim wirklichen Waldweiher; die Uferländer, das Schilf, die Uferpflanzen — was wäre eigentlich der Sinn des mühevollen Werks? Eine wirkliche Kopie eines Stückchens reiner Natur ist nicht möglich, wie wir vorhin sahen. Übrigens fällt es den Gartenkünstlern gar nicht ein, auch

BEISPIEL



Abbildung 150

GEGENBEISPIEL



Abbildung 151

nur den Versuch zu machen, den Waldweiher oder eine andere Naturform irgendwie genau oder doch mit liebevoller Beobachtung zu kopieren. Sondern es gibt in ihrer Theatergarderobe ein Requisit, das heisst „der Teich“, und dies jämmerliche Ding wird nun schon seit länger als einem halben Jahrhundert in den Garten eines jeden Mannes gesetzt, der sich beim „Gartenkünstler“ ein Wässerchen bestellt. Im Preiskurant ist es als „f. f. hochpoetisch“ bezeichnet, und beim Publikum ist es seit langer Zeit ein sehr beliebter Artikel. Der Waldweiher ist draussen im Wald meist ein ziemlich rundes Wasserbecken, seltener streckt er sich in die Länge, nur bei seeartiger Ausdehnung und besonderer Terrainbildung kommen Buchten und weitgedehnte Krümmungen der Uferlinien vor. Die Teiche unserer heutigen Gartenkünstler haben bei 20 Fuss Ausdehnung 25 Kurven und sollen wahrscheinlich einem riesigen Landsee auf einer tausendfach verkleinerten Landkarte, mit weitverzweigten Buchten, Armen und Zipfeln gleichen, um an Reichtum der Form und Gestaltung jenen wirklichen Seen gleichzukommen oder sie zu übertreffen. Handelte es sich um das Modell eines Sees, in der Art, wie es plastische Modelle von Städten oder Gebirgen gibt, die dem geographischen Unterricht dienen — gut. Was das im Privat- oder Stadtgarten zu tun hat, wird zwar niemand zu sagen wissen. Aber darum handelt es sich ja in keiner Weise. Man besehe sich Abb. 148. Ist das nicht eine unwürdige, kindische Spielerei? Damit die hehre

Illusion recht gesteigert werde, macht man die Uferränder aus Zement und lässt die Wege den Uferformen dieses Phantasieteiches folgen.

Auch da, wo etwa ein Bachlauf kopiert werden soll, steht es immer ebenso schlimm. Man zeige mir doch unter all den Tausenden von Schwanenteichen, Felsengrotten- und Felsengewässern mit den nötigen Felssteinen drin usw. usw., sobald sie neueren Datums sind, auch nur einen, der nicht das Odium der kindischen Spielerei an sich trüge.

Gewiss ist ein Wasserbecken oder auch ein Wasserlauf im Garten etwas Entzückendes. Aber da, wo man sie erst künstlich anlegen muss, da zeige man eben auch, dass sie menschliche Anlagen sind, und man spreche dabei die Sprache, die der Mensch spricht: geometrisch-architektonisch. Der Kreis, das Rechteck, das Quadrat usw. sind nicht die Formen der aussermenschlichen Natur, es sind aber durchaus nicht etwa nur dürre Abstraktionen, sondern es sind die Grundformen unseres Raumdenkens. Die Tatsache, dass mit diesen Grundformen auch Unfug getrieben werden kann, wenn sie ohne Gestaltungskraft und Phantasie auf dem Reissbrett irgendwohin schabloniert werden, erniedrigt sie nicht. Man kann auch mit unserer Sprache Gemeinheiten sagen und lügen, und doch ist in ihr das Edelste, was der Menscheng Geist hervorgebracht hat, niedergelegt. Die Quadrate, Rechtecke und Kreise also sind es nicht, die Phantasielosigkeit und Nüchternheit in unser Dasein bringen, sondern die Phantasielosigkeit und



Abbildung 152

Nüchternheit der Leute, die jene missbrauchen, ist es, die diese ins Leben trägt.

Ein Wasserbecken wie auf Fig. 141 ist eine einfache Art der Gestaltung eines solchen und dabei doch sehr anmutig und sinnvoll. Drei Stufen führen zu den Bordsteinen hinunter, die in regelmässiger Form den Wasserspiegel einfassen. Ähnlich ist das Becken auf Abb. 143, das eine runde Form hat. Auch hier fassen Bordsteine den dadurch genau als Kreis definierten Wasserspiegel ein. Man vergleiche daneben Abb. 144, wo durch das Verschleiern der Kreisform die Anlage nur noch kümmerlicher gemacht wird, als die drei geschlängelten Wege es ohnehin tun.

Eine reichere Gestaltung der Aufgabe zeigt Abb. 145 aus einem alten Schlossgarten. Abb. 146 ist ein Wasserbecken aus einem neuen Stadtpark. In die unarchitektonische Zementfassung sind allerhand Steine gedrückt, so dass ein recht armseliger Aufputz entsteht. Natürlich darf man sich nicht irreleiten lassen, den gewissen malerischen Eindruck, den die starke Verkürzung der Linien auf der Photographie macht, auf Rechnung der Anlage zu setzen. Überhaupt gehört Mühe dazu, aus meinen kleinen Reproduktionen all das deutlich herauszusehen, was man in der Natur mühelos erkennt.

Von besonderer Grossartigkeit und Einfachheit ist Abb. 147, zu der Abb. 148 ein deutliches Gegenbeispiel bildet. Dass die geometrische Kreisform auf Abb. 147



Abbildung 153

langweilig sei, wird einer so ausgesucht edlen Anlage gegenüber niemand den Mut haben zu behaupten. Das Äusserste von geometrischer Strenge zeigt Abb. 149, der deswegen doch Anmut nicht fehlt. Wem die Anlage seltsam erscheint, der vertiefe sich in den Anblick. Es sollte mich wundern, wenn er nicht die stille, feine Poesie herauslesen würde.

Blickt man in einen wohlerhaltenen alten Garten, so wird man das Wohltuende seines Eindrucks auf den ersten Blick wahrnehmen. Dieser wohltuende Gesamteindruck kommt zum grossen Teil von der Möglichkeit, die Gestaltung des Gartens leicht und rasch zu erkennen. Mit andern Worten: die Formen des Gartens erklären seine Einteilung sehr anschaulich. Diese anschauliche und übersichtliche Anordnung allein ruft in uns Lustgefühle wach, während uns das beunruhigende Gewirr von Eisengittern, unklaren Wegen und sonstigem Durcheinander, wie es die modernen Gärten zeigen, quält.

Die Alten kannten sehr genau die Mittel, mit denen sie die Formen des Gartens schön gestalten konnten. Wir werden es an ihrer Hand wieder lernen müssen, denn die Meinung, man könnte das alles wie etwas Selbstverständliches aus dem Ärmel schütteln, ist eine Überhebung.

Obgleich ich die botanische Seite des Gartens, die Pflanzen, Blumen und Bäume in einem andern Band der „Kulturarbeiten“ gesondert behandeln will, muss ich hier einiges vorwegnehmen, das sich von seiner architektonischen Anlage nicht trennen lässt.

Es gab früher keinen Garten, dessen Wege nicht mit Buchsbaum eingefasst waren. Diese Sitte ist bei uns selten geworden, und das ist schade. Als amüsantes Beispiel, hinter was für Ausreden die Leute sich verstecken, erzähle ich folgendes: Ich fasste neulich einen alten Mann dabei ab, wie er in seinem Gärtchen den Buchs ausrodete und an seine Stelle als Wegefassung — umgekehrte Champagnerflaschen eingrub! Freundlich zur Rede gestellt, erklärte er sein Tun damit, dass Buchs als Zufluchtsort — für Ungeziefer dienen könnte! Wenn man aber in der ganzen Welt alles dies ausrotten wollte, so würde es ja bald kein Gebüsch, kein Dickicht, keinen Felshang und kein Bachgewässer mehr geben. Wie hübsch, wenn erst die ganze Erdoberfläche mit Zement sauber verstrichen wäre! Dann könnte sich kein Käfer und kein Würmchen mehr breit machen, und dem lichtscheuen Treiben der Nachtschmetterlinge könnte endlich ein Ende bereitet werden. — Buchs ist eine sehr dichte, kompakt aussehende Pflanze, die zum Trennen von Weg und Beet oder Rasen wie geschaffen ist. Diese klare Trennung und Abgrenzung ist nicht allein im rein praktischen Sinn beim Bewirtschaften des Gartens angenehm, sie ist es auch für das Auge. Wie reizend sehen diese kleinen grünen Hecken aus, und wie versöhnend ist der Anblick im Winter, wenn nicht der ganze Garten von dem Winteransturm zerstört ist, sondern der Buchs streng die Ordnung und Gliederung aufrechterhält.

Auch grössere Hecken sollten viel mehr in den Gärten verwendet werden, und zwar nicht allein als Einfriedigung des Grundstücks, sondern auch zur Gliederung im Innern. Die Hecke als Einfriedigung ist im Abnehmen. Auch an den ihr entsprechenden Anlagen sieht man die ganze Lieblosigkeit unserer Zeit. Früher gab es keinen Bauerngarten, dessen Besitzer nicht darauf gehalten hätte, dass eine gut gepflegte Weissdornhecke sein Gehege umschlösse. Heute zieht man einen dünnen Stacheldrahtzaun darum, der an sich ja sehr gut das Gerippe zu einer werdenden Hecke abgeben könnte. Aber man bleibt dabei stehen. Höchstens pflanzt man ein paar dürftige Schlingpflanzen daran, die sich aber an den dünnen Drähten, die keinen Schutz gewähren, nie recht entwickeln. Für das Auge aber ist durch sie überhaupt keine Abgrenzung geschaffen, man kann sich nur die Kleider daran zerreißen. Der nackte Stacheldrahtzaun — er ist ein vortreffliches Symbol geworden für den Sinn, der allgemein in Stadt und Land den Garten — und andere Dinge beherrscht. Kalt, lieblos, feindselig, niemand zur Freude.

Wie gut die Hecke zur Gliederung im Innern des Gartens zu verwenden ist, sieht man an Abb. 150 und 152, wo der Weg wie in einem Gang dem Auge aufs klarste definiert wird. Die Grasplätze zur Rechten und zur Linken werden durch die Hecken viereckig umgrenzt und erhalten dadurch den Charakter eines umhegten Spielplatzes.

Bei der Besprechung der Hecke liegt es nahe, zu



Abbildung 154

fragen, ob es überhaupt recht ist, Pflanzen zu beschneiden und in künstliche Formen zu bringen. Die „naturalistische“ Schule unter den Gartenbauern verwirft alles Formen an der Pflanze als Unnatur. Ich meine, einen Baum, den wir als frei gewachsenenes Individuum in seiner ganzen Schönheit geniessen wollen, den beschneidet man natürlich nicht, sondern man gibt ihm Raum, sich zu entfalten. Ebenso ist es mit jeder anderen Pflanze. Wenn es sich aber darum handelt, Raum-Formen im Garten zu schaffen, so kann man als Material statt nur Stein, Holz oder Erde auch recht gut die lebenden Pflanzen verwenden. Es gibt ja Pflanzen, die durch ihren Wuchs einer solchen Absicht geradezu entgegenkommen, und deren Eigenleben durchaus nicht dadurch unterbunden wird, dass man sie regelmässigen Formen anpasst. Diese Ausnutzung der Pflanze zu einem uns eigentümlichen Zweck ist in keiner Weise zu verwechseln mit jener übermässig raschen Ausnutzung ihrer Produktionsfähigkeit, die wir Raubbau nennen. Denn bei diesem wird nicht allein Eigenleben, sondern auch die der ganzen Gattung innewohnende Kraft vorzeitig ausgesogen.

Auch handelt es sich bei der architektonischen Verwendung der Pflanze nicht um kindische oder unwürdige Spielereien, nicht um den Versuch, ob man die Pflanze zur Abwechslung nicht „mal anders“ ziehen könnte, sondern um die Lösung sachlicher Aufgaben mit zweckentsprechenden Mitteln. Betrachten wir daraufhin Abb. 153



Abbildung 155

(oder 154 und 155, die einem Garten aus England entnommen sind). Hier handelt es sich offenbar um einen Wandelgang, der zunächst einen abgeschlossenen Zugang zum Haus bilden soll. Dass durch solch klares Trennen der einzelnen Teile des Gartens die behagliche Benutzung erleichtert wird, ist für jeden klar, der ein eigentliches Gartenleben kennt. Es ist nur dann möglich, sehr verschiedenartige Gartenräume mit ganz entgegengesetztem Charakter auf verhältnismässig kleinem Gebiet zu schaffen, wenn die Abteilungen nicht ineinander verfließen, sondern durch deutlich sichtbare Scheidewände getrennt sind. Für solche Scheidewände eignet sich im Garten nichts besser als das Material der Pflanze. Steinmauern wären meist zu teuer und würden oft die Teile strenger abschliessen, als man wünscht. Holzwände betonen zu ausschliesslich die Nutzform der Plankenwand. Wollte man Gebüsche und Sträucher errichten, so würde man den zehnfachen Raum brauchen, um dieselbe Dichtigkeit und Höhe zu erreichen, wie eine einfache Hecke sie besitzt, die nebenbei noch bei weitem das Billigste ist.

Hat man aber einmal die Existenzberechtigung der beschnittenen Hecke eingesehen, so ist es nur eine logische Gedankenfolgerung, dass man die gerade Flucht derselben, die das Auge schwer ausmisst, durch regelmässig wiederholte Glieder teilt. Man sieht, dass man von selbst bei den Grundlagen der Architekturformen anlangt.

Jene ausserordentlich ernsten, strengen Pyramiden-



Abbildung 156

formen, die ich aus englischen Gärten (auf Abb. 155 und 156) vorführe, kann man natürlich nur aus Pflanzen formen, die an sich schon diesen Charakter haben und dadurch oft einen sehr wirksamen Gegensatz zum leichter gebauten grossen Laubbaum bilden.

Harmlos nett sind die Kugelformen, die die Bäumchen auf den Buchen- oder Weissdornhecken unserer deutschen Gärten zeigen. Auf Abb. 157 betonen zwei grössere kugelförmige Bäume den Eingang. Ich kann beim besten Willen nicht verstehen, was man gegen das reizende Bild, das dabei entsteht, einwenden könnte, oder warum man so einfache Formen nicht wieder von neuem verwenden sollte. Wie kahl sieht dagegen das kopflos hingepflanzte Tannengestrüpp aus, wie es etwa auf Abb. 158 aufwächst.

Die klare Definition für das Auge bildet doch immer die Grundlage für das freudige Erkennen der Welt um uns. Jede Allee ist ein Zeugnis dafür. In früheren Zeiten wurde jeder Weg, den man betonen wollte, in dieser Art als fester Gang geschaffen. So etwa wurde immer der Zugang von der Gartentür nach der Hauspforte als kleine Allee behandelt, was auf den Eintretenden den angenehmsten Eindruck machte, indem die Bäumchen ihm gleichsam das Geleit gaben bis nach dem Haus. In unsern Bildern finden sich mancherlei Arten von Alleen, die sich ohne Worte aus sich selbst heraus erklären.

Ebenso wie die Hecke ist der Laubgang eine immer mehr aus den modernen Gärten verschwindende Anlage.

BEISPIEL



Abbildung 157

GEGENBEISPIEL



Abbildung 158



Abbildung 159

Ich habe schon öfters von ihm gesprochen und brauche sein Lob kaum von neuem zu verkünden. Die Anlage ist nicht sehr kostbar, da einfachstes Lattenwerk nicht nur genügt, sondern das passendste und schönste dafür ist. Das über Lauben Gesagte gilt auch hier, da der Laubgang ja im Grunde nur eine fortgesetzte Laube ist. Zahlreiche Abbildungen von Laubgängen sind in dem Bilderergänzungsband zu Band II zu finden.

Abb. 159 und 160 zeigen Bruchstücke aus Laubgängen oder Gerüsten zu solchen, die aus einem modernen Garten stammen. Seine vollendete Tauglichkeit für den modernen Menschen beweist mir, dass es sich hier nicht um schon überlebte Formen handelt. Noch ein anderer Beweis liegt in den beiden Bildern: dass eine gute Anlage nicht nur nicht ruinös zu sein braucht, um gut auszusehen, sondern dass sie es schon im unfertigen, halbangewachsenen Zustande tut, und dass es eine Ausrede mangelnder Gestaltungskraft ist, wenn jemand die Öde seines Gartens damit entschuldigen will: er sei eben noch nicht angewachsen.

Man findet heute in reichen Gärten sehr oft exotische und andere seltsame Gewächse. Man wird den Pflanzenfreund nicht schelten wollen, wenn er solche Liebhabereien hegt. Nur über die Art, wie solche Anpflanzungen gemacht werden, lässt sich streiten. Nicht immer fügen sich solche Pflanzen dem Gesamtbilde des Gartens ein; oft wird auch schon unabhängig von dieser Erwägung der Wunsch da sein, sie als Schaustücke zu isolieren. Diese Iso-



Abbildung 160

lierung einzelner Pflanzen wird in neuerer Zeit recht ungeschickt gemacht. Als ein vortreffliches Vorbild aus älterer Zeit führe ich Abb. 161 an. Hier ist neben einer Terrasse eine zweite mit etwas niedrigerem Niveau geschaffen, das an zwei Seiten von der Mauer, auf den beiden anderen Seiten von Steinbalustraden umgeben ist. Dadurch ist ein Platz gestaltet, der abseits vom Weg von selbst zu sagen scheint: hier kann etwas zur Schau gestellt werden. In der Mitte ist das exotische Gewächs eingepflanzt, das sich hier, ungestört vom Verkehr, frei entwickeln kann, und das sich trotz der deutlichen Isolierung mit seiner Umgebung dem Gesamtbilde des Gartens doch wieder vortrefflich einreicht.

Ich kenne ein grosses, altes, gut angelegtes Haus auf der Höhe über einem Fluss. An seiner Westseite fallen die Fundamente steil nach dem Wasser zu ab, an der Ostseite zieht eine schmale Strasse vorbei, an der Nordseite liegt eine Terrasse, auf der sich ein Gärtchen ausbreitet, nach Süden zu erstreckt sich ebenfalls ein Gärtchen, das dem Berghang zugewendet ist. Die West- und besonders die Nordseite gestatten wundervolle Blicke weit über das ganze Tal hinweg. Jetzt pflanzt man an der Nordseite Kastanienbäume an. Wenn sie gross geworden sind, versperren sie dem Haus und der Nachbarschaft jeden Blick ins Tal, geben aber keinen Schatten, denn er fällt, soweit er sich an der Nordseite überhaupt noch bilden kann, ins Tal hinunter. Hätte man die Bäume auf der Südseite gepflanzt,



Abbildung 161

so würde die Aussicht nicht versperrt werden, und man hätte ein schattiges Plätzchen für den Sommer geschaffen. Auf der Nordseite hätte man, wollte man Neuanpflanzungen machen, niedere Laubgänge ziehen können, die das Grün unten gehalten hätten, ohne den Blick aus ihnen hinaus zu beeinträchtigen, während aus den Stockwerken der Blick über sie hinweggestreift wäre. Das Haus war zu niedrig, um durch seinen Schatten das Wachstum zu beeinflussen.

Die kleine Erfahrung ist mir ein gutes Beispiel dafür, wie kurz heute die meisten bei solchen Dingen denken: Medizin nehmen macht gesund, Ornamente verschönern und Tännchen pflanzen, schafft Anlagen. Darüber hinaus arbeitet das Gehirn nicht, weil es nie daraufhin erzogen wurde. Wer hätte vor hundert Jahren so sinnlos eine Pflanzung gemacht?

Mit dem unüberlegten Pflanzen von Bäumen wird heute im Garten der meiste Unfug getrieben. Wir schneiden damit ein Thema an, das, weil es auf die botanische Seite der Gartenfrage hinüberleitet, zu gross ist, um hier irgendwie eingehender behandelt zu werden. Ich verweise nochmals auf den später folgenden Band der „Kulturarbeiten“, der von Pflanzen und Bäumen handelt.

Beim Vergleichen unserer heutigen Kultur mit der früherer Zeiten wird man immer und immer wieder zu der Frage kommen: ob denn dem heutigen Geschlecht, ausser der Phantasie, nicht auch jedes Streben nach feinerem Lebensgenuss abhanden gekommen sei. Man will einen

BEISPIEL



Abbildung 162

GEGENBEISPIEL



Abbildung 163

BEISPIEL



Abbildung 164

GEGENBEISPIEL



Abbildung 165

Sitzplatz schaffen. Also kauft man eine eiserne Bank, ohne seine Augen dabei zu gebrauchen, und stellt sie mit derselben Liebe, mit der man den Einkauf besorgt hat, irgendwohin. Man suche nach Plätzen, die im achtzehnten Jahrhundert oder in der ersten Hälfte des neunzehnten angelegt wurden. Noch gibt es einige. Abb. 162 zeigt einen davon. Vor dem Haus, um die Linde herum ist der Platz gezimmert, auf der Terrasse, die den Blick ins Tal hat. Zu der Nüchternheit des anderen Bildes ist nichts zu bemerken, ausser dass die Löcher in der Mauer eine Verzierung bedeuten sollen, um sie „gefälliger“ zu „gestalten“. Auch das wird in unsern Bauschulen gelehrt.

Die Bank ist eins der wichtigsten Stücke im Garten, denn sie bezeichnet den Ort geselliger Zusammenkunft oder behaglicher Ruhe. Ausserdem sitzt man darauf. Alle älteren Gartenbänke verkörpern diesen Zweck. Man strich sie weiss, manchmal mit einem Stich ins Grüne. Diese Farbe hob sie nicht allein leicht erkennbar von ihrer dunkelgrünen Umgebung ab, sondern sie bildete auch einen freundlichen Farbenakkord mit ihr. Heute streicht man die Gartenbänke meist „holzfarben“, macht sie dadurch unerkennbar und hebt den Akkord auf. Abbildung 164 ist das Bild einer alten Gartenbank oder doch die Nachbildung einer solchen. Abb. 165 ist die „reichverzierte“ Bank aus Gusseisen, wie sie eine Zeitlang in allen Gärten und öffentlichen Anlagen zu finden war. Jetzt ist man noch naturalistischer geworden. Man macht die Bänke am

liebsten ganz aus rohen Stämmen. Welch entsetzliche „Stillosigkeit“ es ist, zu menschlichen Formen Naturformen zu verwenden, die etwas ganz anderes ausdrücken, davon war schon eingehend die Rede auf Seite 230. Aber ich möchte doch noch ein paar Beispiele dafür im Bild vorführen. Ich verweise auf die Abb. 166, 168 und 170.

Von allem andern abgesehen: was für ein qualvoller Sitz das ist, das sieht man schon beim Betrachten; wie man sich stösst, Löcher in die Kleider reisst, blaue Flecke als Andenken an die schmerzliche Ruhepause davonträgt. Billiger als eine anständige Gartenbank ist diese Bank auch kaum um ein Nennenswertes. Fürchtet man Demolierung oder Diebstahl, so errichte man lieber gleich eine Steinbank mit Holzsitz, die durch den Wegfall von Unterhaltungskosten und Reparaturen in der öffentlichen Anlage vielleicht am billigsten ist (Abb. 167).

Auch das Brückengeländer auf Abb. 170 ist aus ähnlichen Gründen verwerflich. Ein Brückengeländer kann nur den Sinn haben, Halt beim Überschreiten der Brücke zu geben, wie es etwa auf Abb. 169 in einfachster Gestaltung zu sehen ist. Dies tut nun das bei Abb. 170 in Frage stehende Geländer zwar nicht, wohl aber bietet es durch seine Astformen, die hier, weil sinnlos, ausdruckslos sind, Gelegenheit, sich zu stossen oder zu reißen. Ich erinnere an den Garteneingang, den ich auf Seite 166 und den folgenden Seiten andeutete.

Soll ich gar noch reden von der albernsten aller Ge-



Abbildung 166

schmacklosigkeiten, die man unseren Gärten angetan hat: lebensgross gewordene Nippes, in Form von Terrakotta-Gnomen, Rehen oder Pilzen usw. in den Garten zu setzen? So wie man den schönen Treppenaufgang auf Abb. 172 durch die läppische Zutat verdorben hat. Dieser Unfug grassiert in einer Weise, dass soundso viele grosse Fabriken in Deutschland davon leben, diesen „Gartenschmuck“ herzustellen. Wenn man die Umsatzziffern liest, die manche dieser Fabriken prahlend verkünden, so begreift man nicht, dass die Welt so gross ist, dass alle diese Gnomen sich noch leidlich darin verkrümeln, und man nicht an jeder Strassenecke über einen stolpert. Aber wo sollen wir hinkommen, wenn jedes Jahr neue Hunderttausende davon in die Welt setzt, besonders, wenn sie von solch schwer zerbrechlicher Qualität sind, wie die Prospekte es verheissen?

Dies Thema braucht hier eigentlich nicht besonders behandelt zu werden. Wirkliche Kunstwerke werden, richtig aufgestellt, überall schmücken, auch im Garten; traurige Plattheiten aber, wie jene Gartenschmuckware sie darstellt, sollten überall verfolgt werden, wo sie sich zeigen, nicht bloss im Garten. Als würdige Form eines wirklichen Gartenschmucks sei in Abb. 171 eine lustige Barockvase als charakturvoller Zeuge neben Abb. 172 gestellt. Die alte Treppe auf diesem Bild ist natürlich sehr schön.

Über das Aufstellen von wirklichen Kunstwerken, also hier im Garten Plastiken, lässt sich nicht viel Prinzipielles

BEISPIEL



Abbildung 167

GEGENBEISPIEL



Abbildung 168

BEISPIEL



Abbildung 169

GEGENBEISPIEL



Abbildung 170

BEISPIEL



Abbildung 171

GEGENBEISPIEL



Abbildung 172



Abbildung 173

sagen. Sogar das Vorführen von vorbildlichen Abbildungen ist schwer, denn die Fälle, wo es geschehen ist, sind bei uns in Deutschland seltener. Abb. 173 ist von der Rampe der Orangerie auf Abb. 43. Abb. 174 zeigt eine ganz gute Gestaltung einer Barockgruppe, wie sie früher von Bildhauern, die oft nicht mehr wie Handwerker sein wollten, recht gut gemacht wurden. Abb. 176 ist eine Steinnymphe, die vor der erwähnten Orangerie steht. Mit einer kaum glaublichen Geschmacklosigkeit hat man die dekorativ recht gute Figur in einen albernen Aufputz von Palmen und Blattpflanzen gesetzt, was allerdings aus der einen Abbildung nicht genügend sichtbar ist.

Man findet solche „Arrangements“ zur Verschönerung guter und früher verständig aufgestellter Plastik so häufig, dass ich den Verdacht hege, dass irgendwo in Gärtner-schulen solche Ideen planmässig gezüchtet werden. Und sind sie erst einmal in die Literatur und die Köpfe eingepflanzt — wie viele Generationen müssen darüber sterben, ehe sie wieder verschwinden!

Ein köstliches Beispiel für diese vielgeübte Gärtner-geschmacklosigkeit ist Abb. 175. Die an sich sehr schöne Statue einer Venus in hockender Stellung ist rings herum so mit Tropfsteinen (!) und Blattpflanzen umbaut, dass jeder unbefangene Beschauer sich sofort die Frage stellt, warum das Mädchen sich gerade mitten in diesem Aufbau niederlässt. Wenn das nun auch in der Natur von geradezu überwältigender Komik ist, so ist doch schliesslich

BEISPIEL



Abbildung 174



Abbildung 175

eine schöne Statue nicht dazu da, um den Beschauer zum Lachen zu reizen, und man empfindet zum Schluss doch mehr das Entwürdigende einer solchen Behandlung.

Abb. 178 ist aus Italien. Die Werke der Gartenplastik, die als Kunstwerke an sich beachtenswert sind, beschränken sich in Deutschland fast ausschliesslich auf die paar Dutzend fürstlichen Parke. Ich will hier den Begriff des fürstlichen Parkes mit dem des Gartens nicht vermischen, ebenso wie ich beim Thema Hausbau Palais und Wohnhaus gut trennen musste, denn bei dem ewigen Hinüberschielen nach dem fürstlichen Palais und dem Vergessen der eigenen Bedingungen hat sich unser gutes altes Wohnhaus verloren und ist der beschämenden Maskerade verfallen, die heute noch immer der Brauch ist, wo man nicht ausschliesslich „praktisch“ bauen will.

Das, was uns bei diesem Thema vielleicht am meisten not tut, ist die prinzipielle Trennung zwischen „Park“ und „Garten“.

Wollen wir uns über den für uns nötigen Begriff „Garten“ Klarheit verschaffen, so wird es deshalb gut sein, zuvor den Park und seine Entstehung zu untersuchen. Ich will nicht eine Geschichte des Gartens schreiben, und wir können uns deshalb Zeitdaten und eingehendere historische Betrachtungen dabei schenken. Der Park ist sicher aus dem fürstlichen Wildpark entstanden, einem umfangreichen eingezäunten Wald- und Wiesen-gehege, das an das Schloss anstiess. Natürlich war die

nächste Umgebung des Schlosses kultivierter, und der eigentliche Wald, der „Wildpferch“, fing erst in einer gewissen Entfernung an. Das Wort „Pferch“ ist wohl nur eine andere Form von „Park“. Es lag in der Weiterentwicklung des Schlosses, dass der Teil des Parkes, der dem engsten Gebrauch des Hofhalts dienen sollte, schliesslich noch besonders durch Mauern abgegrenzt und den höfischen geselligen Formen entsprechend umgestaltet wurde. So entstanden jene Schlossgärten, jene Parke, die allgemein bekannt sind. Die meisten von ihnen sind, wenn sie sich in ihrem einstigen Zustand erhalten haben, wundervoll, wie alle Reste jener alten Kultur. Selbstverständlich muss man bei ihrer Beurteilung die Bedürfnisse ihrer Bewohner berücksichtigen. Ohne weiteres jene alten Schlossparke als Muster und Vorbild für unsere heutigen Gärten aufzustellen, bedeutet, wie gesagt, denselben Trugschluss, den man begangen hatte, als man das Palais als das Vorbild des einfachen Bürgerwohnhauses hinstellte. Das breite Blumenparterre (Abb. 180) mit den Kiesplätzen und Statuen war jenen Feudalgärten gerade so notwendig, wie den Schlössern weite Empfangs- und Thronsäle. Die weiten Perspektiven, Alleen und Wasserkünste passten zu der Architektur und der Umgebung der Barockschlösser. Wollte man die Perspektiven erweitern, so wandte man häufig das Mittel an, die Mauer zu unterbrechen und statt derer als Abgrenzung gegen den Hirschgarten einen tiefen Graben vorzulagern, der ein Ausbrechen



Abbildung 176

des Wildes verhinderte, den Blick aber ungehindert über die Waldwiesen des Wildparkes schweifen liess, was die Grösse der Besetzung noch mehr zeigte.

Das Studium dieser für andere Verhältnisse gemachten Gärten führt uns indessen nicht zum Erkennen der Bedingungen des Hausgartens. Es hat auch keinen Zweck, beim neuen Suchen nach echter Gestaltung unserer modernen Gärten sich mit Schlagworten zu umgeben, wie „französischer Garten“ und „englischer Garten“ usw., denn meist versteht jeder darunter, was er mag. Wenn man unter „französischem“ Garten jene alten Schlossparke meint, deren schönste Deutschland besitzt, so werden wir uns einig darüber sein, dass sie Ideale verkörpert haben, die uns zum mindesten hier beim Thema unseres Buchs nicht naheliegen. Denn die Grundsätze, die dort bei der Gestaltung walteten, lassen sich nicht einfach auf unsere Privatgärten übertragen, deren Dimensionen winzig erscheinen, wenn man sie gegen jene alten Feudalparke hält. Dass man im einzelnen in der Technik sehr viel von ihnen lernen kann, ist selbstverständlich. Der englische Garten ist, wo er den Namen verdient und nicht der internationale Brei ist, noch heute der streng architektonische Garten. Der „englische Park“ ist wohl eine Nachbildung der englischen Landschaft mit ihren Wiesen und Baumgruppen, und seine weiche Lieblichkeit entspricht nicht immer unserer Landschaft. Ihn ohne weiteres zu uns herüberzunehmen, geht selbst da nicht an, wo es sich wirklich um weite Parke, nicht um Gärten handelt.



Abbildung 177

Wir müssen heute, wenn wir Gärten anlegen wollen, alle jene eingerosteten Schlagworte mit ihren Vorurteilen hinauswerfen und, wie bei allen andern Aufgaben, wieder nach Zweck und Sinn der Anlage fragen. Wenn jemand ein paar Morgen Land beim Haus hat, so darf er eben nicht einen Park markieren wollen und Gartenbauformen anwenden, die erst dann Sinn und Berechtigung haben, wenn es sich um Flächen handelt, die soundso viele Hunderttausende von Quadratmetern umfassen.

Ich will nicht mit Klassifizierungen arbeiten, sondern mit Anschauung. Dann entsteht aus ihr die natürliche Klassifizierung von selbst. Ich führe zu dem Zweck noch eine Reihe von Gartentypen im Bild vor, so gut das eine kleine Photographie vermag. Abb. 179 zeigt den waldähnlichen Teil eines grossen Parkes in England. Selbstverständlich liegt dieser hier abgebildete Teil nicht in der Nähe des Hauses (das hier Schloss genannt werden muss), sondern er ist der Abschluss des ausserordentlich ausgedehnten Gartens, der in waldähnliche Bestände übergeht. Der Teil am Haus ist streng architektonisch gehalten, die Wegeanlagen sind, gemäss der Blumen- oder Obstzucht, gerade und schneiden sich rechtwinkelig. Das in unserem Bild noch zu sehende Wasserbecken ist der Abschluss der eigentlichen Gartenanlage; was wir dahinter sehen, ist Park. Es ist nicht nötig, an die prinzipielle Scheidung zwischen diesen beiden Begriffen nochmals zu erinnern.

Abb. 181 ist der Garten eines alten, schon ziemlich



Abbildung 178

grossen deutschen Landsitzes. Schnurgerade Wege fassen das lange Rechteck ein und kreuzen es einmal in der Mitte. In diesem Schnittpunkt liegt ein rundes Wasserbecken, von Sandstein eingefasst. Die Wege werden von Buchsbaumhecken begrenzt. An den Endpunkten der Wege stehen Lebensbäume, die die einzelnen Teile des Gartens, dem Auge klar erkennbar, in bestimmte Verhältnisse teilen. Rechts und links von den Wegen ziehen sich hier Alleen von Rosenstöcken, dort von Zwergobstspalieren hin. Die Rechtecke aber, die zwischen den Wegen bleiben, sind ausgefüllt von Beeten. Da sind lange Erdbeerbeete, dort hellgrüne Salatpflanzungen, dort ist wieder die dunkle Farbenpracht des Rotkohls. Dann kommt ein Dickicht von Himbeerbüschen, dann wieder ein Beet mit Gewürzpflanzen. Und so fort. An den Mauern, die den Garten ringsum einfassen, sind Spaliere gezogen, die hier mit echtem Wein, dort an der Südseite mit Pfirsichen bepflanzt sind. Hinter der nördlichen Mauer, an der die Schattenmorelle wächst, erhebt sich die dunkle Masse dichter Baumkronen.

Ein breites Tor in der Mauer führt hinein. Dieser kleine Hain, durch dessen dichtes Blätterdach kaum ein Sonnenstrahl bis zur Erde dringt, ist wie ein stilles Heiligtum. Obwohl nur zweihundert Schritte lang, atmet er tiefen Waldfrieden. Und doch will er kein Wald sein. Schnurgerade führt der gebahnte Weg bis zum Hintergrund, wo in ein breites Steinbecken an der Mauer ein Quell plätschert. Grosse Steintische und Bänke stehen hier. Das



Abbildung 179

Dickicht ringsum ist zur üppigen Wildnis verwachsen, der Efeu klettert an den alten Baumstämmen empor und füllt das, was er erstickt, doppelt mit eigenem Leben. Das Unterholz bildet ein undurchdringliches Blätterdach, unter dem Farn und anderes Waldpflanzengestrüpp wuchert.

Dieser Garten ist ein kleines Paradies. Und ist doch zur grösseren Hälfte eigentlich ein Obst- und Gemüsegarten, wie alle jene Rittergutsgärten älterer Zeit. Die Leute der damaligen Zeit waren viel zu vernünftig oder wenn man will, viel zu ehrlich, um ihre paar Morgen Gartenland in einen Pseudopark en miniature umzuwandeln, indem sie nur an die Anlage von Bäumen, Büschen und Rasenflächen dachten.

Warum lassen die Leute von heute sich nur all die herrlichen Möglichkeiten entgehen, die in der Verschmelzung des geselligen Gartens mit dem Obst- und Gemüsegarten liegen? Glauben sie, es sei eine Schande, Salat im Garten wachsen zu haben? Wenn sie doch nur ahnten, welche Freuden solch ein benutzbarer Garten dem Bewohner bietet, wie er sich und uns mit dem Leben verbindet, und welche Herrlichkeiten er zu schauen gibt. Das Auge vergleiche doch nur die tödliche Langleike jener „Ziergärten“, in denen der Bewohner nichts anderes kann, als wie ein gefangenes Tier im Käfig sich auf den runden Schlängelwegen ewig um sich selbst zu drehen, weil er sich nicht getraut, die mühsam angepflanzten runden und ovalen Rasenplätzchen zu betreten.



Abbildung 180

Welches Leben dagegen in einem Obst- und Gemüsegarten! Wie kräftig ist schon der Duft der frisch aufgeworfenen Erde, wenn im ersten Frühjahr die Beete gegraben und geebnet, die Wege gezogen werden. Und dann, wenn der Aprilwind den Blütenschnee über die ersten grünen Spitzchen weht. Das erste strahlend helle Grün, das die Zweige umweht. Dann kommen die ersten Früchte. Unter dem Blättergerank glüht die leuchtendrote Pracht der Erdbeeren. Im Himbeergebüsch rötet sich's, und die Trauben der Johannisbeere färben sich dunkler. Lachend entdeckt man eines Tags, dass über Nacht zwischen den Blättern die kleinen Äpfelkinder erschienen sind; man beginnt, sie auf den einzelnen Bäumen zu zählen und ihre Fortschritte zu überwachen. Auch auf den Gemüsebeeten gibt es lustiges Leben. Man ergötzt sich an der bunten Pracht des Kohls, macht kleine Jagd auf grosse Raupen, die ihn uns streitig machen wollen. Nach dem Gewitter, wenn der Regen seinen bunten Bogen über das abziehende Wettergewölk spannt, geht man hinaus in die würzige Luft. Da schaukelt sich auf jedem Kohlblatt, in jeder Rinne seiner krausen Fläche ein grosser kugelrunder Kristalltropfen, der purzelnd die Flucht ergreift, wenn man an den Kohlkopf stösst. Mit den Herbstblumen kommen die blauen Pflaumen, die in Gemeinschaft mit den braunen, roten und gelben Blättern kleine Farbenorgien veranstalten. Die Gemüsebeete leeren sich, buntes, halbverdorrtes Gerank deckt sie, auf dem der erste Nachtreif



Abbildung 181

glitzert. Die letzten Herbstarbeiten, ehe der Garten winterschlafen geht. Der Duft reifer Früchte durchzieht die nebelige Luft, mit der die mattgewordenen Sonnenstrahlen kämpfen. Die Rosensträucher werden umgelegt und eingebunden, die Frühbeete zugedeckt, ein letztes festliches, geschäftiges Treiben, ehe die lange Nacht kommt.

Warum all diese Gartenfreuden sich entgehen lassen? Manche fürchten die viele Arbeit oder die Verwaltung oder die Kosten, die eine Nutzanlage ihnen bringt. Ich glaube nicht recht an die Stichhaltigkeit solcher Gründe, auch nicht an die Ehrlichkeit derer, die sie vorbringen. Kosten macht jeder Garten, mag er dies oder jenes tragen; Verwaltung benötigt jedes eigene Anwesen. Man braucht den Nutzertrag gar nicht erst in die Wagschale zu legen.

Auch bei grösseren Besitzungen, die in getrennte Anlagen von Ziergärten, Obst- und Küchengärten geteilt werden können, sollte man diese Nutzgärten in Hinsicht auf den Gartengenuss, den sie gewähren, doch als gleichwertig dem Ziergarten ansehen und sie nicht schüchtern hinten verstecken, wie gewisse Zeiten es mit Räumen taten, die „nur“ Schlafzimmer waren. Ich zeige noch ein paar Bilder von solchen Anlagen. Abb. 182 ist der grosse Gemüsegarten eines Gutes. Wie schön ist hier das Haus angelegt, dessen Fenster in die bunte Herrlichkeit schauen. Rechts im Hintergrund ragen die Bäume des Obstgartens über die Mauer. Die Gemüsebeete sind heute nicht mehr mit der Liebe angelegt und gepflegt, wie früher; die Buchsbaum-



Abbildung 182

hecken der Hauptwege sind verwildert, die Rosenalleen sind gefallen und die Blumen nicht wieder angepflanzt. Der wurmartig gewundene Weg im Vordergrund ist Zutat neuerer Zeit. Nur das lange Spalierwerk, das sich an der Südseite von Mauer und Haus hinzieht und beide so schön zu einer Einheit verbindet, ist noch alte Anlage. Den eigentlichen Blumen- oder Ziergarten bildet der Komplex, der von den Gebäuden und Mauern hofartig umschlossen wird. Auch hier entsteht die Schönheit wieder durchaus aus der sinngemässen Anlage. Nach Süden nur durch eine Mauer begrenzt und dadurch der Sonne offen, auf den drei andern Seiten von Gebäuden eingeschlossen, ist dieser geschützte Raum wie geschaffen für alle feineren, empfindlichen Gewächse. Westwand und Östwand der Gebäude bilden den geeigneten Ort für Spalierpflanzen, die nicht den ganzen Tag Sonne vertragen können; ausserdem sind noch Wandflächen vorhanden, die fast von Frühe bis Abend ununterbrochen beschienen werden. Ein Dumpfigwerden dieses eingeschlossenen, auffallend fruchtbaren Gartens ist wegen der Grösse der Ausmessungen nicht zu befürchten.

Ganz Blumen- und Gemüsegarten ist die Anlage auf Abb. 183. Die hohen Futtermauern im Hintergrund sind die alten Wallmauern, die einst die ganze Stadt umzogen. Seit sie überflüssig geworden sind, hat man sie geschleift oder, was gescheiter war, Alleen auf ihrer Höhe angelegt, während in den geschützten und gut bewässerten Wall-



Abbildung 183

gräben ein Ort üppiger Fruchtbarkeit sich aufat. Im Wallgraben gleichsam ist der Garten erwachsen. Das Haus legt sich so an das Gelände an, dass die Haustür von hinten in das erste Stock, vom Garten aus gerechnet, mündet. Das Oberstock rückt auf diese Weise hoch heraus, so dass seine Fenster den freien Blick über Fluss und Land haben. Im Gartengeschoß dagegen sind gut geschützte winterwarme Räume, wie der Gärtner sie braucht. Die Mauern sind selbstverständlich durch Spalierwerk aufs beste ausgenutzt. Obwohl ausgesprochene Nutzgärtnerei, ist für mein Empfinden dieser Garten von einer weit grösseren Behaglichkeit und, wenn man es so nennen will, poetischeren Ortsstimmung, als alle jene Ziergärten, wie man sie heute findet, zusammen. Richtige Bauerngärten zeigt Abb. 184, die ich noch mit anführe, um zu zeigen, wie nett, heiter und freundlich auch ihr Anblick ist. Jedes der kleinen Häuser besitzt einen langen schmalen Streifen solchen Gartenlands, die parallel zueinander verlaufen. Dank der Notwendigkeit der beständigen Bearbeitung, die ein so bestelltes Stück bedarf, breitet sich den ganzen Frühjahr, Sommer und Herbst ein Hauch von Gartenheiterkeit über das Land, dessen Werben so leicht niemand sich verschliessen kann.

Abb. 185 zeigt die Abteilung eines grossen fürstlichen Gartens, der die Gewächshäuser enthält. Es ist fast der anmutigste Teil des ganzen Gartens, wenigstens in der heutigen Verfassung. Den grossen Gartenschuppen



Abbildung 184

kennen wir schon aus Abb. 41. Der eigentliche Park liegt oben auf den hohen Mauern, die den Küchengarten umziehen und ihm hinreichend Schutz bieten. Durch die langen geraden Wege, denen man bis heute aus wirtschaftlichen Rücksichten ihre Richtung gelassen hat, entstehen jene reizvollen Perspektiven, die hier von den Gewächshäusern eingefasst werden. Entzückend ist auch der Teil, der hinter den Gewächshäusern liegt und für die eigentlichen Beetanpflanzungen bestimmt ist. Hier liegen grosse offene Wasserbecken, in denen das Leitungswasser durch langes Stehen an Luft und Sonne zum Giessen für die Pflanzen geeignet gemacht wird. Um dem Gärtner das Schöpfen mit Giesskannen zu erleichtern, legte man den Wasserspiegel fast auf dieselbe Ebene mit dem Erdboden. Dank diesen praktischen Forderungen und der Abwesenheit jeglicher Versuchung, die Anlagen durch Schmuckzutaten „eleganter“ zu machen, ist das Ganze ausserordentlich reizvoll und schön geworden. Wie sich hier alles zu Bildern gruppiert, vermag jeder Empfängliche schon aus meiner kleinen Photographie zu lesen. Die Anmut und die traute Poesie solchen Anblicks liegt aber nicht in der Grösse und Ausdehnung der Anlage, sondern in ihrem Charakter. Auch das kleinste Gärtchen könnte ihrer theilhaftig werden, wenn man wollte. Diese Behauptung könnte ich noch mit unzähligen Bildern beweisen, wenn ich nicht der Zahl der Abbildungen ein Ziel setzen müsste.*

* Weitere 100 Bilder von guter Gartengestaltung enthält der eingangs erwähnte Bilderergänzungsband der Gärten.



Abbildung 185

Es versteht sich von selbst, dass, je mehr der Garten mit der Architektur in Verbindung tritt, desto mehr sein eigener Charakter architektonisch werden muss. Als Beispiel denke man an die Gärten, richtiger gesagt Höfe der Grosstadt, die man heute dadurch freundlicher zu gestalten sucht, dass man sie als Gärten behandelt. Hier wird es zur vollkommenen Narrheit, Formen des freien Parkes anwenden zu wollen. Das Unzulängliche einer solchen beschränkten Anlage wird dadurch in unnützer Weise bis zur Unerträglichkeit gesteigert, während eine von vornherein architektonisch gehaltene Anlage den Garten gar nicht mit der freien Natur in Konkurrenz treten lässt.

Ein so gestalteter Gartenhof kann entzückend sein, wenn er sich als solcher gibt. Man denke sich einen kühlen schattigen Hof, dessen Wände mit Efeu umkleidet sind. Die Mitte nimmt ein flaches, viereckiges Wasserbecken ein, in dessen ruhiger, durch kein armseliges Springbrünnlein getrüübter Fläche sich die Wände spiegeln. Im Hintergrund an der Mauer ist eine Grotte, in der, wenn man das Wasserplätschern mag, ein Wasserstrahl fliesst. Steinbänke fassen die Grotte ein. Den Wänden und den Wasserbecken folgend, zieht sich ein viereckiger Weg herum, der natürlich mit Buchs eingefasst ist. Rosen und so viele Blumen, wie man mag, mögen ihn begleiten. Will man grösseren Geldaufwand machen, so ist eine gute Statue (Kopien nach Antiken und neueren sind erschwänglich) hier am Platz. Dass solche Hof-Gartenanlagen schon gestaltet worden

sind, weiss man von reichen Patrizierhäusern aus der Renaissance. In Nürnberg und Augsburg findet man Überreste und Erinnerungen. Sogar Pompeji hat hier Vorarbeit geleistet. Wenn man dort in den grossen Hausanlagen den letzten Hof durchschritten hat, kommt man an eine ganz kleine, häufig hinter einem Wasserbecken gelegene Terrasse, auf die das allerdings winzige Blumengärtchen des Hauses verlegt war. Auf mich hat die Vorstellung dieser Gärten einen tiefen Eindruck gemacht, da sie das Bild des antiken Hauses erst recht vervollständigen. Auch italienische Renaissance-Gartenanlagen sollte man wieder fleissig studieren, nicht um sie wahllos zu kopieren, sondern um an ihnen zu lernen. So entsinne ich mich der Überreste des Gartens und der Badeanlagen des Palastes del Te in Mantua, der gewisse Lösungen von Gartenaufgaben enthält, die für unsere in Nüchternheit und Phantasielosigkeit erstarrte Gartenarchitektur Erleuchtungen bedeuten müssten. Wieviel Häuser und Gärten werden heute wieder gebaut, zu deren Errichtung gewaltige Summen aufgewendet werden! Und wie gering ist im Vergleich zu ihnen die gestaltende Kraft, wie gering das Resultat an geschaffenen Formen, die das Leben in heitere, schöne Bahnen lenken!

Prinzipiell das gleiche gilt von den Anlagen auf den Plätzen der Stadt, die von allen Seiten mit Häusern umgeben sind. Was über die weiteren gärtnerischen Städteanlagen im besonderen zu sagen ist, möchte ich in meinem

Band über Städtebau bringen; das Allgemeine über die Gartenanlage als solche fällt mit dem über grosse Gärten Gesagten vollkommen zusammen.

Ich hörte neulich behaupten: Ja, das wäre alles ganz schön und gut, aber dieses Behagen, diesen intensiven Genuss am Gartenleben und an seiner Heiterkeit — das wirklich auszukosten wäre uns nervösen Menschen doch verschlossen, die hastig und ohne Musse durchs Leben hetzen.

Ich kann mir nicht helfen, ich muss solche Einwände als recht kurz gedachte Gedanken betrachten; aber gesetzt, der moderne Mensch wäre wirklich in allen Fällen ein so armes gehetztes Tier. Liegt darin eigentlich der Beweis und die Notwendigkeit, dass es gut so wäre, und dass es nun auch so bleiben müsste? Und ist damit die Möglichkeit ausgeschlossen, dass, weil unsere Väter es falsch gemacht haben, wir und unsere Kinder nicht wieder zur Besinnung kommen und das Leben in ein ruhigeres Tempo bringen können, das es wieder lebenswert macht? Die Menschen bestimmen das Tempo, und sobald sie zu der Einsicht gekommen sind, dass diese Methode der Hetzjagd eine unvorteilhafte Methode ist, bei der das Ziel der ganzen Mühe, das Glück unserer Erdentage zu erhöhen, nicht erreicht wird, von dem Augenblick an werden sie wieder zu leben anfangen. Nicht der uralte, nach tieferer Erkenntnis ringende Forschergeist ist es, der an dem falschen Tempo schuld ist, denn wer philosophisch oder

naturwissenschaftlich zu denken gelernt hat, der muss sich einen Standpunkt errungen haben, von dem aus die moderne Hetze als ein recht törichtes und zweckloses Beginnen anzusehen ist. Die Verderbnis unserer sittlichen Grundstimmung — dieselbe, die durch ihren Ausdruck in den Formen der Häuser, der Gärten, der Gemälde und der Lebenssitten ihre Gemeinheit verrät, ist schuld an der Verkehrung des Sinns in Unsinn.

Wohl erzeugt der behagliche Sinn den behaglichen Ort, umgekehrt aber schafft die gemütliche Stätte die Ruhe des Gemüts. Gerade der Verkehr mit dem stillsten Kinde der Natur, der Pflanze, könnte dem aufgeregten und unruhigen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts von Nutzen sein. Zeitweise, wohlverstanden: zeitweise Rückkehr zum vegetativen Dasein bedeutet für unsern Körper und Geist Ruhe. Der Garten kann ein Heilmittel unserer Zeit sein.

ENDE DES ZWEITEN BANDES

Die Abbildungen sind, mit Ausnahme der unten genannten, Originalaufnahmen des Verfassers. Abb. 36 und 37 sind von Otto Bartning gemacht, Abb. 149, 154, 155, 156 und 178 dem Country life entnommen.

